

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Kalender für Zeit und Ewigkeit

1875

[urn:nbn:de:bsz:31-337952](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337952)

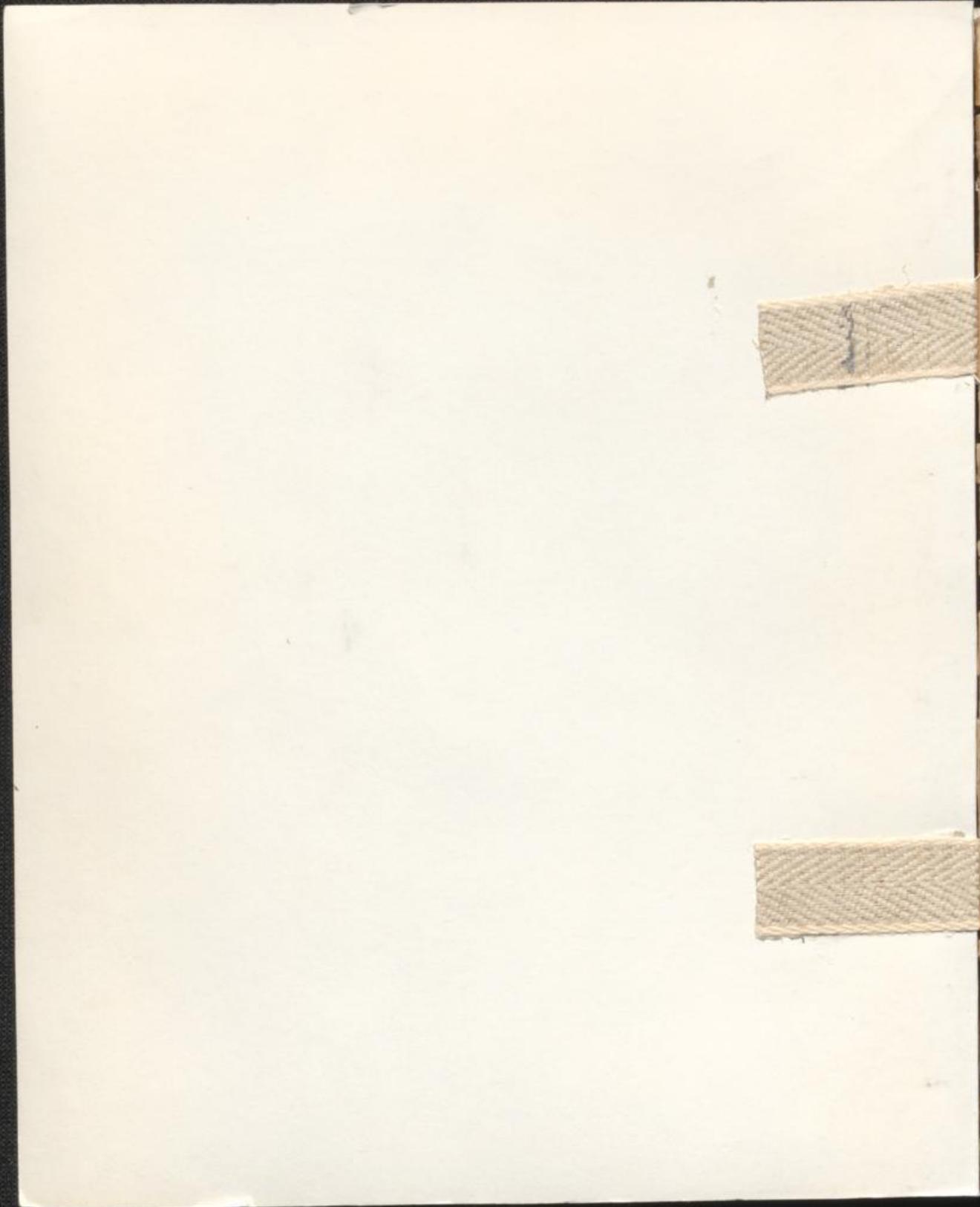
AM

ZA

3334

1864-

1875





Kalender
für
Zeit und Ewigkeit.

Astronomische Praktika auf das Gemein-Jahr 1875.

Zeits- und Festrechnung nach dem gregorianischen Kalender.

Septagesimä 24. Jan. — Aschermittwoch 10. Febr.
— Oster Sonntag 28. März. — Christi Himmelfahrt 6. Mai.
— Pfingstsonntag 16. Mai. — Trinitatissonntag 23. Mai.
— Frohnleichnamfest 27. Mai. — Erster Advent 28. Nov.
— Zahl der Sonntage nach Trinitatis: 26. — Die goldene Zahl: 14. — Sonnenzeitel: 8. — Die Epacten oder Mondzeiger: XXIII. — Der Römer Zinszahl: 3. — Sonntagebuchstabe: C. — Die vier Quatember: 17. Febr., 19. Mai, 15. Sept., 15. Dec. — Von Weihnachten 1874 bis Frn. Fastnacht 1875 sind es 6 Wochen 2 Tage.

Die zwölf Himmelszeichen.

Widder.	Löwe.	Schütze.
Stier.	Jungfrau.	Steinbock.
Zwillinge.	Waage.	Wassermann.
Krebs.	Skorpion.	Fische.

Himmelskörper.

☉ Sonne. ☾ Mond.
♁ Merkur, ♁ Erde, ♃ Jupiter, ♅ Uranus.
♀ Venus, ♀ Mars, ♄ Saturn, ♁ Uranus.

Der Mond ist ein Trabant der Erde, bewegt sich um diese, und mit derselben in Jahresfrist um die Sonne.

Aspekten.

♁ Zusammenkunft	* Sechsterschein
♁ Gegensehein	(Auf- und Absteigen)
△ Dritterschein	♁ Mond's Auf- u. Unterg.
□ Vierterschein	

Monde. ● Neumond. ☉ Vollmond.
☾ Erstes Viertel. ☾ Letztes Viertel.

Erklärung der in den Verzeichnissen der Märkte vorkommenden Abkürzungen:

Kl. Flachsm.; Kr. Farrenm.; Frcht. Frucht.; Grn. Garnm.; H. Hanfm.; Hlz. Holz.; K. Krämermarkt; Kbl. Küberm.; KB. Krämer- und Viehmarkt; Ld. Leder.; Lw. Leinwandm.; LSchHlz. Leder-, Schaf- und Holzmarkt; M. Messe; P. Pferd.; R. Rohm.; Schf. Schafm.; Schw. Schweinemarkt; Sp. Spinnelm.; Tsch. Tuchm.; V. Viehmarkt; W. Wolllm.; zgl. zugleich.

An den mit einem † bezeichneten Orten wird mit dem Krämer- zugleich auch Viehmarkt abgehalten.

Jahrmärkte im Januar.

2 Erbach. Leipzig, M. (14 Tage).	Thann i. Elsaß.
4 Bülertbann.	12 Hausach. Sotsburn.
11 Dießenhofen. Ellwangen	13 Burkheim a. Rh.
+ zgl. R. (4 T.). Habs-	14 Munderkingen † zgl. R.
heim. Stühlingen †	18 Diez. Hof, Hauptmarkt (1 W.). Markdorf.

20 Ebingen a. d. D. †	Bauland †.
Grünsfeld †. Neustadt i. Schwab. †.	27 Leonberg †. Rheinfelden
21 Ebingen i. Gäu †.	28 Altkirch. Ebersbach D.-A.
25 Kufel †.	Göppingen † zgl. R.
26 Kochendorf † zgl. R.	29 Gailingen † zgl. Schw.
Mingolsheim b. Bruchsal	30 Verbach.
Dypenheim. Rosenberg.	31 Wolfstein.

Besondere Viehmärkte.

4 Haslach. Peltersheim i. Br. Kirchheim u. Led. Leutkirch zgl. R. Neukirch. Pforzheim.	Kastatt. Schönau i. W. Eittingen. Gebrackhofen. Langenau z. R. Mühlheim i. Br. Pfedelbach.
5 Buchau. Bülertbann. Constanz. Crailsheim. Giengen a. d. Br. Kandel (Langen-) Schw. Mannheim. Reutlingen. Schaffhausen. Stockach. 6 Dürnbach.	19 Haslach. Kandel (Langen-) Schw. Knittlingen. Stockach. Zell i. W.
7 Ebersbach D.-A. Göpp. zgl. R. Gernsbach. Kandel (Langen-). Leopoldsdorfen zgl. Schw. Wangen i. Allgäu. Wurzach. Zweibrücken.	20 Bruchsal. Eitenheim. Pirmasens. Dürnbach. Radolfzell zgl. Schw.
8 Hitzingen zgl. Schw.	21 Kandel (Langen-). Krozingen Schw. Lörrach. Niederstetten R. Rosenfeld. Verbach. Zweibrücken.
11 Bretten. Bühl. Kanbern. Kisllegg. Weil d. Stadt zgl. R. Schw.	25 Alsenz. Bopfingen. Durlach. Gmünd. Leutkirch zgl. R. Möhringen zgl. Schw. Neuenbürg zgl. R. Schw. Reutkirch d. Schff. Sennfeld Schw.
12 Mühlheim. Wehr.	26 Nördlingen. Pfullendorf. Ulm a. D. R.
13 Bergzabern. Hall. Homburg. Pfzb. Baißingen a. d. Enz.	27 Bergzabern. Donaueschingen zgl. Schw. Homburg. Pfzb. Ueberlingen. Wangen i. Allgäu.
14 Nach zgl. Schw. Bräunlingen zgl. Schw. Freiburg. Jöny, Württg.	28 Dürrenz. Mühlacker. 30 Ehingen (Stadt).

Landwirthschaftliche Arbeiten.

Januar. Der Landwirth hat es eigentlich in diesen Monate unter allen des ganzen Jahres am ruhigsten; ist jedoch nicht strenge Witterung, werden Acker und Wiesen gedüngt. In der Scheuer wird das Dreschen fortgesetzt. — Im Keller und Weinberge. Sorge für Rebpfähle, dünge im Weinberg; der rothe Wein, welcher bisher auf den Hülsen gegohren hat, wird abgelassen. Sieh' fleißig nach den im Boden und Mieten aufbewahrten Rüben und Möhren, daß sie nicht faulen und die Mäuse nicht schaden. — Auf Wiesen wässere entweder gar nicht oder nur mit Vorsicht. — Garten. Wenn es die Witterung erlaubt, kann Spinat, Petersilien und auch Salat gesät werden. — Bienenstand. An gelinden Tagen, wenn kein Schnee in der Nähe liegt, laß die Bienen fliegen, damit sie sich reinigen können; sollte aber Kälte eintreten und Schnee fallen, so schliesse den Bienenstand und schütze sie gegen große Kälte und gegen das Eindringen der Mäuse.

(Denkspruch.) Es ist Geduld ein rauher Strauch, voll Dornen aller Enden, und wer ihm naht, der merkt das auch an Füßen und an Händen.

Der heilige Vincenz von Paul.

Von Alban Stolz.

In der ersten französischen Revolution schien fast die ganze Nation, besonders die Pariser und die von Marseille, besessen von Millionen Teufeln. Alle Religion wurde nicht nur abgeschafft, sondern verboten unter Todesstrafe. Ein

Handwerksbursche wurde in Paris schon deshalb geköpft, weil er auf der Straße aus Gewohnheit das Kreuz machte, da es gerade stark bligte und donnerte. Die Priester wurden umgebracht, wenn sie nicht Christus verleugneten oder sich noch zu rechter Zeit außer Land flüchteten. Altäre, Kreuzfixe, Bilder, Alles, was an Religion erinnern konnte, wurde geschändet und zerstört. Wunderbarer Weise aber haben diese rasenden Menschen das Bildniß eines Mannes verschont und in Ehren gehalten, der doch auch ein Priester gewesen und ein Heiliger geworden ist. Wenn aber nun selbst solche helle Teufel, wie sie in Paris eine höllische Wirthschaft geführt haben, vor dem Bild des heiligen Priesters Respekt gehabt haben, da sie doch alle Priester auf Erden vertilgen wollten, so muß etwas Absonderliches an ihm gewesen sein, und er muß einen Lebens-

Kal. f. J. u. Gw. 1875.

lauf gehabt haben, welcher selber den Blutsäuerern in Paris respektabel vorgekommen ist. Darum denke ich, der Leser wird nichts dagegen haben, wenn ich in meinem neuen Kalender Stücke daraus erzähle. Freilich mußt du dir es

dann auch gefallen lassen, daß ich allerlei Anspielungen und Zumuthungen dreingebe, als Lehrstück, anmuthige und auch unliebliche. Denn ich will in meinen Kalendern, wie auch in den andern Schreibereien, die ich drucken lasse, Etwas ausrichten bei allen Lesern, die eines guten Willens sind. Seit tanzen nach Wohlgefallen und zum Pläsir der Leserschaft, das brauch' ich nicht und mag ich nicht. Wenn ich schreibe, will ich nicht gefallen, sondern euern armen Seelen Etwas nützen, sei es auch mit Verdruß und Ausschlagen gegen den Stachel.



Der Hirtenknabe Vincenz.

I. Wo selbiger Mann her ist.

An der spanischen Grenze lebte vor 200 Jahren eine Familie Namens „von Paul“. Die Mutter ist wahrscheinlich eine Spanierin gewesen,

denn sie hieß Bertranda von Moras. Ob-
 schon die Namen lauten, als wären diese Leute
 von Adel gewesen, so war die weltliche Herrlich-
 keit ganz gering; denn sie wohnten in einem klei-
 nen Dorf und besaßen nicht mehr, als ein mittel-
 mäßiger Bauer, nämlich ein Haus und einige
 Grundstücke. Un-
 ter den sechs Kin-
 dern der Familie
 hatte das dritte,
 Vincenz, das
 Amt, die Schwe-
 ine zu hüten.

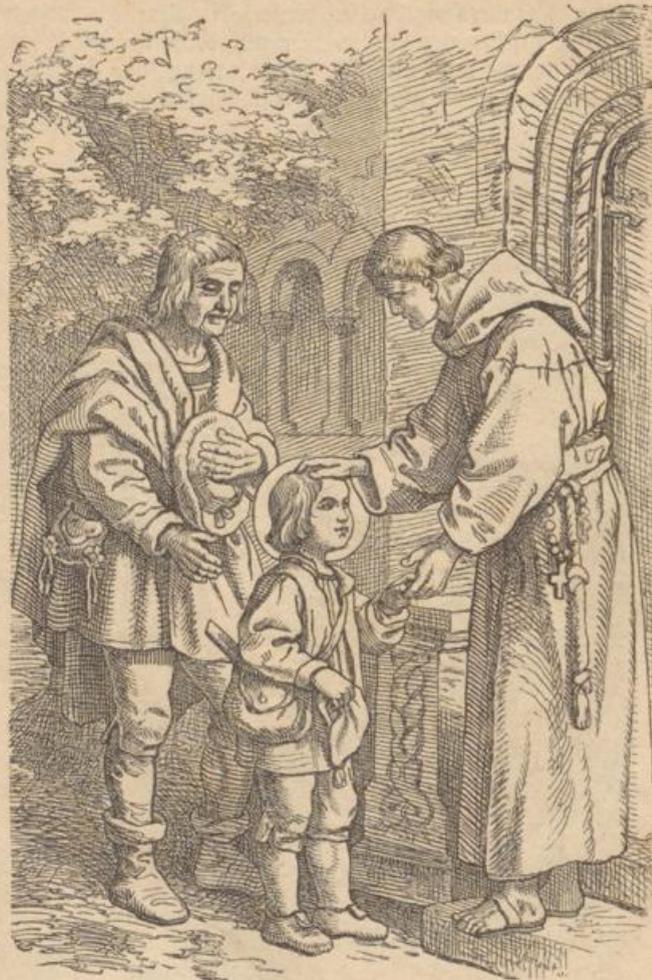
Dieses junge
 Schweinhirtlein
 zeigte aber einen
 so aufgeweckten
 Geist, daß dem
 Vater der Ge-
 danke kam, er solle
 ihn studiren und
 geistlich werden
 lassen. Und wirk-
 lich ging er mit
 ihm in die bischöf-
 liche Stadt Dar,
 wo er den 12-
 jährigen Knaben
 bei den Franzis-
 kanern um 60
 Franken jährlich
 unterbrachte. Hier
 fing nun das La-
 teinischlernen an.

Wir wollen
 jetzt gleich ab-
 setzen an der wei-
 teren Geschichte
 und vom Stu-
 direnlassen reden.
 Es gibt Ortschaft-
 en, selbst Dör-
 fer, wo von Zeit

zu Zeit Einer studirt und geistlich wird; aus
 anderen Orten ist seit Menschengedenken nie ein
 Knabe zu einem Studenten gediehen. Wie Einer
 aus der Schule ist, so wird er gleich eingespant
 zur Feldarbeit oder bei einem Handwerker in die
 Lehre gethan oder er wird eine leberne Fabrik-

maschine. Wenn hingegen ein Knabe zum Stu-
 diren gethan wird, so kann der Einfall dazu in
 dreierlei Köpfen aufgeschossen sein, im Kopf des
 Bübleins, im Kopf des Ortsgeistlichen oder im
 Kopf der Eltern. Die Beweggründe können gut
 sein oder unsauber; wenn auch nicht Unrath

darin hängt, doch
 noch Erdgrund.
 So war es ge-
 rade auch bei dem
 Vater des jungen
 Vincenz. Er kann-
 te in der Nähe
 einen Geistlichen,
 welcher mit sei-
 nem großen Ein-
 kommen den Ver-
 wandten gütlich
 that. Nun war
 der Johann von
 Paul zwar ein
 guter Christ, aber
 er dachte eben
 doch, wenn er den
 Jungen in den
 geistlichen Stand
 bringe, so werde
 dieß der Familie
 auch wohl be-
 kommen und ihr
 unter die Arme
 gegriffen werden.
 Offenbar war ihm
 die Ehre Gottes
 und das Heil der
 Menschen nicht
 das Allererste bei
 seinem Vorhaben.
 So kommt es
 manchmal vor,
 daß die Eltern
 sich allerlei eigen-
 nützige Hoffnun-
 gen machen, wenn



Ausnahme in das Kloster.

sie einen Sohn studiren lassen, und denken nicht
 daran, daß der geistliche Sohn gar nicht recht
 thut, wenn er spart, um seiner Familie das Er-
 tragniß seiner Pfarrei beizubringen. Das Er-
 tragniß ist gestiftet, daß der Geistliche sein an-
 ständiges Auskommen habe; was Ueberfluß ist,

soll er zu gottgefälligen Dingen verwenden, namentlich für Leib und Seele der Armen. Oft ist es auch Ehrgeiz bei den Eltern oder dem Vuben, weshalb ein „Herr“ aus ihm werden soll. Da ist aber kein Segen darin; ich weiß von Einigen, die sich aus Rücksicht auf die Eltern drängen ließen in den geistlichen Stand, obschon sie keinen Appetit dazu hatten — sie sind dann zum Theil gar nicht gut gerathen. Auch Pfarrherren sollen sich hüten, exakte Auswendiglerner als berufen anzusehen und zu fördern; wenn sie nicht wahrhaft religiös sind, taugen sie eher zu einem Rathschreiber oder liberalen Zeitungsschreiber oder Schullehrer (lateinisch oder deutsch), als zu einem Priester.

II. Wie es mit dem Studiren gegangen ist.

Der junge Student führte sich gut auf und lernte recht gut. Als daher ein Herr in der Stadt für seine Kinder Jemand suchte zum Unterricht und zur Aufsicht, so hat ihm der Franziskaner-Guardian besonders den jungen Vincenz von Paula angerühmt. Der Herr Kommet trug ihm die Hofmeisterstelle an; Vincenz war nun fünf Jahre in der Familie dieses christlichen Herrn; sein Vater brachte Nichts mehr für seinen Sohn zu bezahlen; und dieser lernte und lehrte

mit einander. Er war Lehrer der Kinder und war Schüler seiner Professoren. Dabei war sein Betragen so musterhaft, daß der Herr Kommet selber glaubte, es wäre Schade, wenn ein so gut gesitteter Jüngling nicht geistlich würde und hat ihn dazu aufgemuntert. Vincenz war unterdessen 20 Jahre alt geworden und mußte, um sich zum

geistlichen Stande vorzubereiten, auf Universitäten. Er ging auf zwei, auf eine in Frankreich, Toulouse, und auf eine in Spanien, Saragossa. Sein Vater mußte zwei Ochsen verkaufen, um den Sohn in Stand zu setzen, zu seinem künftigen Beruf sich vorzubereiten. Ja selbst, da Vincenz schon die Priesterweihe erhalten hatte, studirte er noch zwei Jahre, um sich recht vollständig und sicher in den geistlichen Wissenschaften auszubilden.



Vincenz und seine Schüler.

mann oder Minister zu werden und sechs mal so lang als ein Herr Oberlehrer. Aber der Unterschied ist der: die weltlichen Herren, welche studirt haben, kommen dem Volk theuer zu stehen. Alle paar Jahre kommen Anträge in die Ständekammern, die Angestellten müßten mehr Zulagen, Diäten, größere Besoldungen haben. Wer muß das zahlen? Wer

muß die Pferde und all' die glitzerigen Uniformen auf den Paradeplätzen zahlen? — Antwort: die Landstände und die Fürsten zahlen es nicht, sondern lassen sich selbst noch bezahlen. Wohl oder übel muß das Volk Alles zahlen. Der Stand hingegen, welcher eben so viel oder noch mehr Zeit und Kosten verwenden muß, um sich vollends auszubilden, ist der geistliche Stand; aber was muß das Volk dem Geistlichen bezahlen? So viel als Nichts; denn die Wenigkeit der Stolzgebühren kann man kaum anrechnen. Von Besoldungszulage ist aber beim Pfarrer niemals die Rede. Selbst wenn der Geistliche sein Quartal beim Domänenverwalter holt, so ist dieses wieder kein Geld, das von den Abgaben kommt, welche das Volk zahlt, sondern es sind Brotsamen von den großen geistlichen Gütern, welche früher massenhaft von der weltlichen Herrschaft weggenommen, d. h. säkularisirt worden sind.

Darum ist es eine bodenlose Dummheit und Schlechtigkeit, wenn die Leute sich von den Amtsblättlein heizen lassen gegen die Geistlichen. Diese Hezerei geschieht nur, damit die Leute nicht an die Kosten denken, welche das Beamtenvolk kostet.

III. Wie der junge Mann von einem Walfisch verschlungen worden ist.

Vincenz hatte eine Geschäftsreise zu machen; ein Edelmann machte ihm den Antrag, zu Schiff mit ihm zu fahren. Da Vincenz Geld und Zeit dadurch ersparen konnte, nahm er das Anerbieten an. Als sie aber auf dem Meer waren und ganz guten Wind hatten, auf einmal machten drei türkische Raubschiffe einen Angriff gegen das französische Schiff. Hier wurden Einige getödtet, Vincenz bekam eine Wunde, Alle wurden geplündert und als Sklaven gefangen in die afrikanische Stadt Tunis geführt, um dort auf dem Sklavenmarkt verkauft zu werden. Es wird bei einer solchen Menschenverkäuferei gerade gehalten wie auf einem Viehmarkt. Da kommen die Händler mit den Sklaven und stellen sie neben sich auf. Wenn dann Käufer sich einfinden, muß der verkäufliche Mensch sich visitiren lassen, wie ein Pferd. Jeder hat eine Kette am Hals; er muß den Mund aufsperrn, ob er noch gute Zähne habe; er wird betastet, ob er kräftige Glieder habe; er muß laufen und schwere Lasten aufheben, ob er zu schweren Arbeiten taugte. — Vincenz wurde von einem

Fischer gekauft, der ihn wieder verhandelte an einen alten Arzt, bei dem er es eigentlich gut hatte und auch Manches von ihm lernte. Allein der gute Mann wußte eben auch kein Kräutlein gegen den Tod und starb; Vincenz bekam daher wieder einen andern Herrn, nämlich einen Renegaten. So heißt man nämlich die Christen, welche in der Türkei den Glauben verleugnen und die falsche Religion des Muhammed annehmen, um eine gute Anstellung oder andere Vortheile von den Türken zu bekommen. Gewöhnlich sind dieß dann ärgere Feinde der treu gebliebenen Christen, als die Türken — wie z. B. auch bei uns die neu abgefallenen Katholiken ärger die katholische Kirche hassen, als Protestanten.

Mit der Sklaverei hat man schon viel Spektakel verführt, was das für eine schreckliche, unmenschliche Sache sei, und wie wir uns glücklich schätzen müßten in unseren gebildeten Ländern, daß wir so feine Zustände haben, wo man von Sklaverei nichts weiß. — Es ist wohl wahr, daß die Sklaverei eine harte Sache ist; allein denen, die darüber schreien, kann man vielfältig zur Antwort geben: Wir haben auch genug Sklaverei, wobei Manche bitterer daran sind, als der Sklave in der Türkei. Der Türke behandelt oft seine Sklaven, wie ordentliche Leute ein Diensthof behandeln, das viele Jahre im Haus gedient hat. Es wachst eine wechselseitige Anhänglichkeit zwischen der Familie und ihrem leibeigenen Hausmenschen. Wenn er alt oder krank wird, so bleibt er im Haus und wird gepflegt; ja es ist sogar üblich, daß der Türke, wenn er stirbt, seinem Sklaven etwas vermacht. Schon aus Eigennutz sieht der Türke darauf, daß sein Sklave keinen Schaden an der Gesundheit leidet. — Werden Fabrikarbeiter und Diensthofen und Tagelöhner bei uns überall so schonlich behandelt? Wird auf ihre Gesundheit gesehen? Werden sie vom Arbeitgeber versorgt, wenn sie krank und altersschwach sind? Vermacht er ihnen bei seinem Ableben etwas? Und ist in manchem Land der Untertan nicht ein Staatsknecht, mit welchem die Herren machen, was sie wollen? Der Staatsknecht bekommt aber keine Nahrung, keine Kleidung, keine Wohnung von seinem Herrn, sondern muß ihm nur liefern, Geld und Blut und sogar Seelen, wenn es dem Staatsherrn beliebt, die Kinder in Schulen zu kommandiren, wo ein gottvergeßener Lehrer sie

noch um die Religion bringt. Oder sieh einmal in das Land, wo das Gebrüll von Freiheit am ärgsten ist, in die Schweiz. Im Berner Canton sind alle katholischen Priester von den calvinischen Regierern gewaltsam ausgetrieben; die Katholiken dürfen nicht einmal ihre Kinder taufen lassen, Ehe schließen, Sacramente empfangen, Messe hören. — Aus Liebe zur eigenen Freiheit will ich nicht beschreiben, was für Freiheiten die Katholiken im preussischen Reich haben.

Was aber die Renegaten betrifft, so gibt es im ganzen türkischen Reich nicht so viel, als nur in dem schmalen

badischen Ländlein.

Die Menge der Angestellten, Freimaurer, Zeitungsgläubigen, Bier-schnauzer, Lehrer vom niedersten bis zum höchsten Rang, Chemisch-linge, welche feindselig in Wort und That sich gegen die katholische Kirche zeigen, ist gar nicht zu zählen. Warum leugnen sie ihre Religion

ab? Manche aus demselben Grund, wie der Renegat in der Türkei drin, wegen Geld und Anstellung und Geschäft. Sie sagen eben: „Wessen Brod ich eß', dessen Religion ich treib'."

IV. Wie der Sklave seinen Herrn zum Gefangenen macht.

Der Renegat hatte ein Landgut in einer heißen öden Gegend. Dasselbst mußte nun der Gefangene auf dem Feld arbeiten. Die Türkin, welche der Renegat zur Frau hatte, war neugierig, wie

es denn die Christen treiben, und ging fast täglich zu den Christensklaven in's Feld hinaus. Sie beehrte einmal von dem Vincenz, er solle von seinen Christenliedern singen; er that dieses und sang namentlich auch das *Salve Regina*. Dieß hörte das Türkenweib mit großem Wohlgefallen. Als sie Abends nach Haus kam, sagte sie zu ihrem Mann, er habe ungerecht gethan, seine Religion aufzugeben, denn was ihr der Christensklave von Gott gesagt und die frommen Lieder, die er gesungen, sei so schön und habe ihr so Freude gemacht, daß man im Türkenparadies schwer-

lich größere Freude finden werde. — Diese Worte wurden von der Gnade Gottes gesegnet und machten einen solchen Eindruck auf den Renegaten, daß er schon den andern Tag zu Vincenz ging und sagte: bei der nächsten Gelegenheit, die sich findet, wolle er mit ihm nach Frankreich entfliehen. —

Es währte

aber fast ein Jahr, bis der Renegat mit seinem bisherigen Sklaven es machen konnte, heimlich auf einem kleinen Schiffe zu entfliehen. Sie landeten glücklich in Frankreich; der Renegat ließ sich unter vielen Bußthänen wieder in die katholische Kirche aufnehmen. Damit aber noch nicht zufrieden, ist er in Rom in ein strenges Kloster eingetreten, um jetzt den Rest des Lebens in ernster Gottesfurcht zu leben, wie er vorhin in weltlichem Leichtsinne gelebt hatte.

Der Heiland sagte einst, er sei der gute Hirt,



Skavenmarkt.

welcher dem verlorenen Schafe nachgehe, bis er es gefunden habe. In der Geschichte mit dem Renegaten zeigte sich der Heiland als guten Fischer, welcher den Vincenz als Angel ausgeworfen hat über das Meer hinaus bis nach Afrika, um die arme desertirte Seele des Renegaten in's Christenthum herüber zu ziehen.

Gerade das ist so wunderbar und tief in Christi Herz, daß er solche treulose Seelen, welche von ihm abgefallen sind, doch nicht ihren Gang in den Abgrund des ewigen Verderbens fortgehen laßt, sondern sie zu retten sucht, als hätte er an der eigenen Seligkeit Abgang, wenn so ein armseliger Menschenwurm nicht in Himmel komme.

Wie den guten Vincenz braucht der Herr auch Seelsorger und andere gute Christen als Angel, um verirrte Seelen wieder zurückzuführen. Der barmherzige Gott kann selbst diesen Kalender dazu benutzen, um da und dort einen Sünder zur Besinnung und zum Gebet anzuregen, daß er sich entschließt, eine rechtschaffene Beicht abzulegen und ein christliches Leben zu führen — und der Kalender mag auch manchen ordentlichen Katholiken wecken, daß er recht ernstlich jede Gelegenheit benütze, um einen armen Sünder wieder zur Religion zurückzuführen. Der Apostel Jakobus weiß seinen Brief mit nichts Besserem zu endigen, als mit den Worten: „Brüder! ist Jemand unter euch von der

Wahrheit abgewichen und irgend Einer brächte ihn wieder zurück, der wisse, daß wer einen Sünder von seinem Irrweg zurückführt, eine Seele vom Tode rettet und eine Menge Sünden zudeckt.“

V. Wie Einer an der Ehre gemartert werden kann.



Vincenz und die Türtin.

Vincenz reistenach seiner Befreiung gleichfalls nach Rom. Ein Cardinal lernte ihn dort genauer kennen und fand, daß Vincenz gerade die geeignete Person sei, um ein wichtiges Geschäft bei Heinrich IV., dem König von Frankreich, zu besorgen. Der Cardinal sandte ihn daher nach Paris mit seinem Auftrag. Nachdem Vincenz die Sache nach Wunsch bei dem König in Ordnung gebracht hatte, zog er sich zurück in eine Privatwohnung. Im nämlichen Haus wohnte auch ein höherer Beamter aus der Provinz von Bourdeaux (Bordo). Dieser war einmal sehr früh wegen eines Geschäftes in die Stadt gegangen und hatte in der Eile vergessen, den Kasten zu verschließen, wo er sein Geld aufbewahrte. Vincenz war gerade krank, lag im Bett und hatte sich ein Rezept verschreiben lassen. Da kam der Apothekerlehrling, die verordnete Medizin zu bringen. Bei dieser Gelegenheit gerieth er in das Zimmer des Beamten, sah den Kasten offen und fand daselbst 600 Thaler, welche

cenzen war gerade krank, lag im Bett und hatte sich ein Rezept verschreiben lassen. Da kam der Apothekerlehrling, die verordnete Medizin zu bringen. Bei dieser Gelegenheit gerieth er in das Zimmer des Beamten, sah den Kasten offen und fand daselbst 600 Thaler, welche

er, ohne sich lange zu besinnen, in der Stille einsteckte.

Als der Beamte zurückkam und bemerkte, daß das Geld nicht mehr da sei, erschrak er heftig, ging sogleich zu Vincenz und beehrte von ihm Aufschluß, wohin das Geld gekommen sei. Vincenz erklärte, daß er Nichts von der Sache wisse; da fing der Angestellte an zu schreien und zu toben, jagte den armen Geistlichen aus dem Haus und verbreitete bei allen Bekannten, Vincenz sei der Dieb. Damit nicht genug, begab er sich noch zu einem hochgestellten Geistlichen in Paris und klagte vor noch andern angesehenen Herrn, daß der Priester Vincenz ihm 600 Thaler gestohlen habe.

Bei diesen kränkenden Anschuldigungen verteidigte sich Vincenz einfach mit der Erklärung, er wisse Nichts von dem Geld — und als dieses nicht geglaubt wurde, sagte er nur noch: „Mein Gott, was soll ich thun? Du weißt die Wahrheit,“ und gab auf alle weiteren Anschuldigungen keine Antwort mehr. — Da er später einmal davon zu reden kam, wie man sich zu benehmen habe, wenn man falsch angeeschuldigt wird, erzählte er die Geschichte, als wäre sie nicht ihm, sondern einer andern Person widerfahren. Dabei sagte er: Bei falschen Beschuldigungen müssen wir denken, daß wir genug andere Sünden haben, um derentwillen uns Beschämung gebührt, und so wollen wir die unverdiente Anklage statt der Strafe annehmen, welche wir wohl für unsere wahren Sünden verdient haben.

Wie ist aber die Sache ausgegangen? Sechß Jahre mußte Vincenz den schwarzen Flecken, den müßten Dolgen an seiner Ehre tragen. Da kam der Dieb wegen eines andern Vergehens zu Vorbeaur in Untersuchung. In der Einsamkeit des Gefängnisses weckte die Gnade Gottes den jungen Verbrecher, so daß er sich bekehrte. Er ließ jenen Beamten rufen, dem er in Paris damals 600 Thaler gestohlen hatte, gestand ihm sein Vergehen und erbot sich, ihm das Geld wieder zu erstatten. Obschon der Richter froh war, seine 3000 Franken (so viel machen 600 französische Thaler) wieder zu bekommen, so schmerzte es ihn doch peinlich, einen so tugendhaften Priester wie Vincenz verleumbet und falsch verklagt zu haben. Er schrieb sogleich einen Brief nach Paris an Vincenz, bat ihn dringend um Verzeihung und erklärte, er werde selbst nach Paris kommen und Vincenz mit einem Strick um

den Hals Abbitte leisten, wenn Vincenz ihm nicht schriftlich verzeihe.

Da ist nun Zweierlei für Leser und Leserrinnen herauszulesen. Nämlich: wenn dir Etwas passirt wie dem Richter, dem das Geld gestohlen worden ist, so mach' ihm nicht nach. Er hat bloß aus Einbildung und Argwohn die Sünde gethan, seinen Hausgenossen Vincenz in's Gesicht und vor angesehenen Personen des Diebstahls anzuklagen. So machen es auch manche Herrschaften. Wenn sie Etwas verlegt, oder eines ihrer ungezogenen, nichtsnutzigen Kinder es verschleppt hat, so muß es die Magd gethan haben. Sagt man ihr es nicht in das Gesicht, so sagt man es andern Leuten und schneidet dem Dienstbot die Ehre ab. Das ist aber eine schwere Verantwortung, so schwer, daß wenn du es nicht machst wie der Richter, daß du nämlich widerruffst und dem Unschuldigen die Ehre wieder gibst, du ein böses End hast; Losprechung und Ablass können dir nicht helfen ohne Widerruf.

Geht es dir aber wie dem armen Vincenz, daß du selber unschuldig in Verdacht kommst oder dir in's Gesicht und bei Andern Falsches nachgeredet wird: da denk daran, daß es dem Heiland auch so gegangen ist. Hat er es geduldig ertragen, so hast du um so mehr Ursache dazu; denn bist du auch an der Sache unschuldig, welche dir nachgesagt wird, so hast du tausenderlei Anderes schon gesündigt, worüber du noch von Niemand angeklagt worden bist. Beim letzten Gericht aber, wo Alles aufgedeckt wird, kommt es dir gar gut, wenn nicht lauter Sünden an dir aufgedeckt werden, wovon die Leute nichts gewußt haben — sondern wenn auch das schwarze Pflaster der Verleumdung von deiner Person weggenommen und der Welt gezeigt wird, da habest du einen guten gesunden Fleck an dir, gerade in einer Sache, wo die Menschen dich gelästert haben.

Mache es also wie Vincenz. Sage einfach, das und das sei nicht wahr; dann aber schweige und denk: es ist gut, daß ich in diesem Stück vor Gott besser bin, als vor den Menschen; es gibt ja noch genug Seiten an mir, wo die Menschen mich für besser halten, als ich vor Gott bin. Bete dann noch Etwas für deine Verleumder dem Gebot des Herrn gemäß.

Jetzt wäre noch der Apothekerlehrling übrig, daß ich ihn mit ein paar Tropfen Dinte an-

schwärze. Allein den wollen wir laufen lassen; meine Leserschaft wird selber genugsam wissen, wie das siebente Gebot heißt. Wir müssen froh sein, daß er noch bei Lebzeiten zur Erkenntniß gekommen und sich bekehrt hat. Ein rechter Dieb bekehrt sich sonst ganz selten.

VI. Wie Vincenz einer Seele auf der Hölle-fahrt einen Stein in den Weg legt.

Er kam später zu einem reichen Grafen Gondy, um dessen drei Söhne zu erziehen und zu unterrichten. Wenn nun die Familie im Sommer auf ihren Gütern war, so benutzte Vincenz diese Gelegenheit, die Leute auf dem Dorf zu belehren und zu ermahnen und besuchte besonders gern die Kranken. Da wurde ihm einmal ein Bote geschickt, er möge einen alten, kranken Bauer Beicht hören; derselbe habe Verlangen nach dem Vincenz. Der Mann hatte immer als guter Christ gegolten, weil er gehörig in die Kirche und zu den hl. Sacramenten gegangen war. Wie auf Eingebung Gottes rebete Vincenz dem Kranken zu, er solle nicht eine gewöhnliche Beicht ablegen von der letzten her, sondern eine Generalbeicht über das ganze Leben. Dieser Rath hat den Menschen, der nach drei Tagen starb, vor der ewigen Verdammung gerettet. Es stellte sich nämlich heraus, daß der alte Mann in allen seinen früheren Beichten mehrere Todsünden absichtlich verschwiegen hatte, weil er sich schämte, seinem Pfarrer sie zu beichten. Als er endlich es über das Herz und die Zunge gebracht hatte, die abscheuliche Sünde durch das Bekenntniß auszuspeien, so war er reumüthig und umgekehrt, so daß er selber vor andern Leuten erklärte: „Ohne diese Generalbeicht wäre ich ewig verdammt; denn ich habe mir vorher nicht getraut, alle schwere Sünden zu beichten.“

Wenn Gott verlangen würde: Wer eine schwere Sünde gethan hat, bekommt nur Verzeihung unter der Bedingung, daß er sich alle Zähne ausreißen, die Zunge abschneiden, die Augen ausstechen und in jedes Ohr einen Nagel einschlagen, Hände und Füße abhauen laßt, weil er mit diesen Werkzeugen seines Körpers den Schöpfer beleidigt hat: was wollten wir machen? Wer vernünftig ist, dünkt: ich will lieber diese Qualen mir anthun, als für meine Sünden in alle Ewigkeit einft die höllischen Qualen auszustehen. —

Allein Gott handelt mit dem Sünder unendlich gütiger; er verlangt statt allerlei Marter nur, daß der Mensch die Sünde reumüthig dem Priester bekenne, welcher ihm dann in der Gewalt Christi die Lossprechung ertheilt. Denn der Heiland hat zu den Aposteln und ihren Nachfolgern, den rechtmäßig geweihten Priestern, gesagt: „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben.“ Wer nun diese leichte Bedingung nicht erfüllen mag, der zeigt damit, daß er keine wahre Reue hat und Gottes Anordnung verachtet. Ein solch' unglückseliger Mensch verschmäht die Rettung von seiner Sünde, er nimmt nicht Theil am Erlösungstod Christi, und verfallt nach dem Tod der schrecklichen Vergeltung der göttlichen Gerechtigkeit. — Wer aber beichtet und wissentlich eine schwere Sünde verschweigt, weil er sich schämt, sie zu sagen, der begeht eine Ruchlosigkeit gegen das Sacrament der Buße, indem er den Priester betrügt — dieß ist noch viel ärger als gar nicht beichten. Er geht aus dem Beichtstuhl mit allen Sünden, welche er bisher gehabt und noch einer neuen, einem religiösen Verbrechen, das vielleicht schwerer ist, als alle seine übrigen Sünden.

VII. Wie die Generalbeicht eine zweite Taufe ist.

Am Rand des höllischen Abgrundes, wenige Tage vor der Stunde des Todes und Gerichtes, wurde also der alte Mann noch gerettet für alle Ewigkeit durch nichts Anderes, als durch die Generalbeicht. Dieses Ereigniß brachte den Vincenz zu dem Entschluß, er wolle sich recht Mühe geben, die Leute zu Generalbeichten zu bringen. Er fing in einem Dorf damit an, von dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Generalbeicht zu predigen, und wie man eine solche zu Stande bringe. Diese Predigt war von Gott so gesegnet, daß alle Zuhörer sich bewegen ließen, eine Generalbeicht abzulegen. — Da erkannte Vincenz, daß innerhalb der katholischen Kirche es kein kostbareres Werk für Priester gebe, als Missionen halten, das heißt den Leuten die Grundwahrheiten der Religion predigen, sie zur Erkenntniß und Reue ihrer Sünden erwecken, sie zu einer aufrichtigen Beicht über die Sünden ihres ganzen Lebens bringen, sie willig machen, ungerechtes Gut zurückzugeben, die Verleumdungen zu widerrufen, sich mit den

Feinden zu verfühnen, böse Gewohnheiten abzuschaffen, reinen, christlichen Lebenswandel anzufangen, Arme zu unterstützen und Kranke zu besuchen — und auf diese Art wahre Versöhnung und tröstlichen Frieden mit Gott herstellen! — Da denke ich daran, was für ein Schrecken wird einst jene Herren überfallen, welche es in den Kammern angezettelt haben, daß diese Missionen, welche keinem Menschen Etwas geschadet aber Tausenden Heil gebracht, schon geraume Zeit verboten wurden. Sie haben die fürchterliche Verantwortung, wenn so viele Menschen ruhig in der Sünde leben und sterben, die gerettet worden wären durch eine Mission. Was für ein Schrecken! wenn sie jenseits die Seelen antreffen, deren Rettung sie verhindert haben, indem sie die Mission verhindert haben.

Es gibt eine römische Fabel aus der Heidenzeit; da wird erzählt von einem bösen Hund, welcher auf dem Heu lag. Es kam ein Ochse und wollte von dem Heu fressen. Aber der Hund duldete es nicht, sondern hat das hungrige Thier grimmig angebollen, obgleich der Hund kein Heu fressen mag. — Nun, du Leser bist kein Ochse, und der Abgeordnete N. N. in der Kammer ist kein Hund — aber so ein Gleichniß sagt eben, daß der Mensch es nicht wie ein böser Hund machen soll, nämlich, was er selber nicht mag, seinem Nebenmenschen vergönnen und ihm abspannen.

Ist dir, aufgeklärter Ehrenmann, das Theater, der Tanzboden, das Bierhaus, Singgesellschaften lieber als religiöse Orden, Klöster oder Missionen, so mache es wenigstens nicht wie ein neidischer Hund, der dagegen knurrt, bellt und beißt, wenn gute Katholiken ein Verlangen nach Missionen und Ordenshäuser haben.

Doch ist es jetzt einmal so. Da also kein Missionsprediger bei uns mehr auf der Kanzel zu sehen und zu hören ist, so mag dafür dieser blaue Kalender in den Häusern solcher Katholiken, welche innerlich nicht abgestanden oder Renegaten sind, zur Generalbeicht ermahnen. Eine gute Beicht über das ganze Leben von Jugend auf bis jetzt ist die größte Wohlthat, welche du deiner Seele zuwenden kannst; und ist die beste Vorbereitung für den Tod, und auch für den Rest des Lebens, den dir Gott noch schenkt. Die Sache ist nicht so schwer. Rede mit einem rechtschaffenen Geistlichen, sei es im Ort oder auswärts, daß er

dir Anweisung gebe, eine Zeit bestimme und in der Beicht mit Fragen nachhelfe. Du wirst sehen, wenn du fertig bist mit der Generalbeicht, so kommen dir Himmel und Erde schöner vor, wie wenn langer naßkalter Nebel abzieht und die Sonne gleichsam freudenvoll funkelt am blauen Firmament. — Aber in gesunden Tagen mußt du dich daran machen. Denn langsam mit ruhigem ernstem Nachdenken seine Gewissensangelegenheit und ewiges Testament in Ordnung bringen, geht unendlich leichter, als auf dem Todbett, wo es manchmal gar nicht mehr möglich ist wegen der Umstände. Und in gesunden Tagen sich entschließen, von ganzem Herzen sich zu Gott zu wenden durch eine rechtschaffene Generalbeicht, fällt einst beim Gericht ganz anders in die Waagschale, als so eine Angstbeicht neben dem Weidizinglas.

VIII. Wie es allerlei Sorten von Wohlthätigkeiten gibt.

Da Vincenz einmal in einem Dorf für einen Festtag die Predigt halten wollte, brachte ihm eine vornehme Dame aus der Nachbarschaft ein Anliegen vor. Es wohne nämlich eine Stunde vom Ort eine Pächterfamilie, wo fast alle Kinder und Diensthofen schwer krank sind; Vincenz möge nun dieß auf der Kanzel vorbringen und die bedrängte Familie der Gemeinde empfehlen. Vincenz that dieses auch, und sprach überhaupt davon, wie man Arme, besonders wenn sie krank sind, unterstützen müsse.

Gott gab zu dieser Predigt gleichsam übermäßig seinen Segen; denn als der Gottesdienst zu Ende war, machte sich eine ganze Menge von Leuten auf den Weg, um der Familie in dem Pächterhaus Brod, Wein, Fleisch u. dgl. zu bringen. Auch Vincenz ging nach der Vesper mit einigen andern guten Personen dahin, und war ganz verwundert, daß ihm so viele Leute begegneten, welche eben zurückkehrten von jenem Pächthof. Er war sehr erfreut über die viele Nächstenliebe, welche seine Predigt veranlaßt hatte; allein er sah wohl, daß zu wenig Verstand und Ordnung dabei war; denn weil zu viel Vorrath auf einmal in jenes Haus gebracht wurde, so mußte ein Theil davon bald zu Grunde gehen, z. B. das Fleisch. Dieses Ereigniß brachte den liebevollen Vincenz dahin, daß er sich mit einigen wohlhabenden und christlich gesinnten Personen beredete, wie nach einer guten,

vernünftigen Ordnung die Armen und Kranken unterstützt werden könnten. Er verfaßte einige Regeln für einen Verein zum geistigen und leiblichen Beistand der armen Kranken. Die Mitglieder sollten jedesmal am dritten Sonntag im Monate beichten und kommunizieren, und nach der Vesper mit einer kleinen Ermahnungsrede des Ortsgeistlichen erbaut werden, und hernach mit einander sich berathen über die Angelegenheiten des Vereins.

Diese Einrichtung in dem Dorf war ein Senskörnlein, welches groß geworden ist und weithin sich verbreitet hat in verschiedene Länder unter dem Titel Verein der christlichen Liebe.

Wir wollen jetzt diese kleine Geschichte destilliren oder den Saft herausziehen. 1. Die vornehme Dame, welche den guten Vincenz aufgefördert hat, die unglückliche Familie auf der Kanzel zu empfehlen, hat etwas Gutes dadurch bewirkt. Allein ob dieses Gute ihr von Gott hoch auf die Rechnung gesetzt worden, ist nicht gewiß. Es gibt nämlich unter den Herrenleuten solche, die gar gern mildbütig sind, aber nicht aus eigenem Sack, sondern aus dem Sack von andern Leuten. Es ist mir selber schon begegnet, daß Bedrängte kamen und um Unterstützung baten; wenn ich fragte, wer sie heißen habe, zu mir zu kommen, dann hieß es die oder der. Und kurioser Weise hatte der oder die bei Weitem mehr Vermögen als ich. — Dergleichen erlauben zuweilen Fürsten, daß Kollekte für die Noth gemacht wird, wie z. B. im letzten Krieg, und wer verhältnismäßig am wenigsten oder gar Nichts gibt, sind sie (d. h. die meisten) selber. Ich sage dieß nicht, um die Geldherrscher und Fürsten herabzusetzen, sondern nur um sie zu erinnern, daß sie sich hinaufsetzen sollen durch größere Freigebigkeit. Es wäre mir darum ganz recht, wenn von den Hochgestellten, sei es auch nur aus Langweile, z. B. bei einem Landregen, dieser Kalender gelesen würde.

2. Die Dorfleute — es war ein französisches Dorf — haben nicht gewartet, bis sie im Haus angebettelt worden sind, sondern sie haben in großer Mittagsruhe einen christlichen Spaziergang gemacht, nicht um in's Wirthshaus zu sitzen, sondern um der armen Familie Gaben zu bringen. Geringe Leute sind verhältnismäßig im Durch-

schnitt viel barmherziger, als das Herrenvolk; und die Franzosen sind im Durchschnitt auch freigebiger, als die Schweizer und die Deutschen — wenigstens geben sie auch jetzt, nachdem sie den Preußen fünf Milliarden gezahlt haben, doch noch viel mehr für Heidenmissionen, als das preussische und österreichische Deutschland miteinander.

Wir wollen wieder zurück zu den französischen Bauern. Eine schönere Sonntagsfeier gibt es wohl nicht, als in Gottesdienst gehen und dann in der freien Zeit Kranke und Arme besuchen und gutthätig gegen sie sein. Schon der Apostel Paulus hat an die Christen in Korinth geschrieben, sie sollen jedesmal am Sonntag Etwas zurücklegen für die Armen. Du kannst dir auch denken, was das zuletzt für eine ganz andere Rechnung absetzen wird. Der Eine war gewöhnt, am Sonntag in den Gottesdienst zu gehen und hat daselbst nicht nur das Wort Gottes gehört, sondern auch befolgt, indem er am Sonntag auch ein Werk der christlichen Barmherzigkeit geübt hat. — Der Andere ist Vormittags in die Kirche gegangen oder auch nicht, Nachmittags ist er aber auf jeden Fall in das Wirthshaus gegangen. Hat er in der Predigt ein paar gute Gedanken aufgefaßt, und hat sich ein gutes Vorsätzlein geregelt dünn und schwächig, wie ein Reis auf dürrerem Boden spriest, so wird das Alles wieder zerstampft und zertreten vom wüsten Trinken, Reden und Gezohl im Wirthshaus. — Ja, meine liebe Leserschaft, die Gewohnheit ist eine Lebensstraße; jede Gewohnheit führt am End' an einen Ort, wie auch jede Straße an einen Ort führt. Die schlechte Gewohnheit ist eben die Straße in die Hölle, und die gute Gewohnheit ist der Weg, auf welchem man früh oder spät an einer guten Station anlangt. Gewöhne dir an, jeden Sonntag auch außer der Andacht noch ein gutes Werk zu thun, besonders ein Werk der Barmherzigkeit, so bist du auf einem richtigen Weg, der, wenn auch zuweilen kleine Steine d'rin liegen, am Ende zu einem guten Ziel führt.

IX. Wie ein Protestirer zuletzt der Wahrheit die Ehre gibt.

Zu dem Ort, wo Vincenz wohnte, waren drei unkatholische Männer, eine besondere Art von

Protestanten. Sie verstanden sich dazu, mit Vincenz in Unterredungen über den rechten Glauben sich einzulassen. Zwei davon führten einen ordentlichen Lebenswandel; diese ließen sich bald überzeugen von der Wahrheit des katholischen Glaubens. Der Dritte, welcher kein sittliches Leben führte, brachte immer wieder neue Spitzfindigkeiten und Einwürfe vor, weshalb der katholische Glaube nicht der rechte sein könne. Einmal sagt er zu Vincenz: „Sie sagen immer, daß die römisch-katholische Kirche vom heiligen Geist geleitet werde. Ich kann; dieß nicht glauben, denn es gibt bei euch auch unsittliche, faule und unwissende Priester, welche ihre Gemeinden verwahrlosen.“ Vincenz antwortete darauf: „Wenn manche Priester sich verfehlen, so verfehlt sich noch nicht die Kirche. Jene verfehlen sich ja gerade, indem sie die Vorschriften der Kirche nicht befolgen und dem heiligen Geist widerstreben; jene sind abgestorbene Glieder der Kirche, dürre Zweige am göttlichen Rebstock Christi.“ Allein der Protestirer blieb auf seinem Kopf.

Ein Jahr darauf war im Ort eine Mission. Jener Irrgläubige fand sich aus Neugierde auch bei den Predigten und Andachten ein, und sah, welche rastlose Mühe sich die Priester gaben, um das Volk zu belehren und zu Gott zu führen, und was für wunderbare Wirkung die Mission auf die Leute, besonders auf die Sünder machte. Nun war er überzeugt, daß die Kirche, wo solches geschehe, vom heiligen Geiste geleitet sei. Er suchte Vincenz auf und erklärte seinen Glauben und daß er in die katholische Kirche aufgenommen sein wolle. Vincenz bestellte ihn für den nächsten Sonntag in die Kirche, damit er dort vor der Gemeinde das Bekenntniß des katholischen Glaubens ablege.

Der Mann stellt sich richtig ein; aber was geschah? Nach der Predigt fragte Vincenz den Mann feierlich, ob er in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren wolle? — Der Mann antwortete, ja er wolle dieses, aber es sei ihm ein neuer Zweifel aufgestoßen, da er eine schlechte in Stein ausgehauene Figur der Muttergottes gesehen habe. „Ich kann unmöglich glauben,“ sagte er, „daß in diesem Stein eine übernatürliche Macht sei.“ — Darauf gab ihm Vincenz zur Antwort, daß die Kirche niemals gelehrt habe, der Stein oder das Holz oder das Metall, woraus ein Heiligenbild gemacht sei, habe eine besondere

Kraft. Uebrigens könne ihm jedes katholische Kind hier antworten, was die Kirche lehrt über die Heiligenverehrung. Vincenz rief nun einen mittelmäßigen Schulknaben auf, er solle sagen, was wir bezüglich der Bilder zu glauben haben. Das Kind antwortete nach seinem Katechismus: „Es ist gut, solche Bilder zu haben und ihnen die gebührende Verehrung zu erweisen, weil sie unsern Herrn Jesus, seine glorreiche Mutter und andere Heilige unserm Geist in Erinnerung bringen und uns ohne Worte ermahnen, den Heiligen in ihrem Glauben und in ihren guten Werken nachzufolgen.“ — Vincenz wiederholte diese Worte des Knaben, und dem bisher Irrgläubigen war jetzt der letzte Rest seiner Bedenken geschwunden, so daß er nun von Herzen einwilligte, sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen.

Visitiren wir nun einmal die drei unkatholischen Männer, so finden wir an allen dreien einen guten Faden. Sie haben nämlich ihre Ohren nicht zugestopft gegen die Wahrheit und haben eingewilligt, die Belehrung des Geistlichen anzuhören. Großentheils mögen dieß die Protestanten leider nicht; sie lesen Nichts und hören Nichts an, was ihnen ihre unglückseligen Vorurtheile gegen die katholische Kirche benehmen könnte — und leben und sterben in den Irrthümern, welche ihnen ihr Pastor und schlechte Zeitungen beigebracht haben. Ja es scheint, daß sehr viele protestantische Prediger nicht einmal die Lehren der katholischen Kirche kennen; wenigstens ist das, was manche darüber vorbringen, so abgeschmackt, daß sie entweder grob lügen oder grob unwissend sind.

Dem Protestant, welcher aber Nichts dafür kann, daß er nicht in der einzig wahren Kirche Christi sich befindet, ist dieß keine Sünde, wohl aber ein Unglück, indem ihm eben ein großer Theil der Heilswahrheiten und Gnadenmittel, wie sie der katholischen Kirche von Christus hinterlassen sind, abgeht.

Zahllos viele Andersgläubige, die sonst Glauben und Liebe zu Christus haben, würden sich mit unserer katholischen Kirche vereinigen oder sie doch respektiren, wenn sie auch nur einen katholischen Katechismus lesen würden. Sie würden finden, daß von all' dem Unsinn, welchen sie von jeher gegen die katholische Kirche und Lehre gehört haben, nichts in dem Kate-

chismus steht. Nun aber sollten die Herren Prediger doch auch so viel wissen, daß es nicht nur eine Sünde ist, einen einzelnen Menschen zu verläunden, sondern daß die Behauptung, als treiben wir Aberglauben und Götzendienst, eine Verläumdung ist gegen 250 Millionen Katholiken und gegen ihre eigenen Vorfahrer, die auch einmal katholisch waren.

Daß der Dritte lang an sein Protestiren sich angeklammert hat, wie ein Dachs, den man aus der Höhle ziehen will — das kam offenbar von seinem unsittlichen Lebenswandel. Von jeher ist es so gewesen, daß Niemand eifriger gegen die katholische Kirche protestirt, als Menschen, die kein christliches Leben führen. Die heilige Jungfrau Maria z. B. ist ihnen widerwärtig; die Beicht ist ihnen ein Greuel; das Fasten ein Unsinn. Sie lieben auch die protestantische Religion nicht, insofern sie den Glauben an die Gottheit Christi lehrt; sie lieben nur an ihr, daß sie der katholischen Kirche widerspricht und Abtrag thut.

Was aber die zwei Einwendungen betrifft, welche jener Hugenott gemacht, so ist die Antwort nicht schwer und auch der Protestant könnte sie von selbst finden, wenn er mit Verstand und Redlichkeit die Wahrheit suchen wollte, statt ihr zu widerstreben. Nämlich der einzelne Geistliche ist und bleibt ein Mensch, so lang er lebt. Die Priesterweihe nimmt ihm so wenig den freien Willen und die Möglichkeit zu sündigen, als die Taufe den freien Willen zu sündigen abgeschnitten hat. Wenn die Priesterweihe Einen vor der Sünde bewahren würde, da gäbe es keinen unfehlbareren Weg in den Himmel als die Priesterweihe — und da wäre Niemand übler daran als die Jungfern und Weiber, denn die können keine Priesterweihe empfangen. Das ist aber ganz anders; der Kirchenvater Chrysostomus thut sogar den schrecklichen Ausspruch, er sei überzeugt, daß nur wenige Priester selig werden. Darum sind aber doch Alle, welche selig werden wollen, durch den Heiland angewiesen, das Wort Gottes von dem Priester anzunehmen. Wenn die Obrigkeit Etwas verkünden laßt, so gilt es eben, und du mußt dich darnach richten, ob der Ausrufer rechtschaffen ist oder ein abgehauster Mensch. So muß der Katholik annehmen, was die göttliche Obrigkeit predigen laßt, ob der Ausrufer ein würdiger oder unwürdiger Priester ist, wenn er nur bei der katholischen Lehre bleibt.

Was die Heiligenbilder betrifft, so ist hierin der Blödsinn bei gar vielen Protestanten sehr groß, während sie meinen, sie hätten große, sonnenhelle Aufklärung. Komme ich in ein Herrenhaus, da sehe ich an den Wänden die Bilder von Hauptschwägern in den Kammern, die großen Bärte von sogenannten Kriegshelben, Gemahlin und Gemahl von Landesfürsten, Musikanten, Gedichtmacher oder das Gesindel heidnischer Götzen; diese Herrschaften werden daselbst verehrt, aber die christlichen Helden, die Kinder Gottes, werden nicht verehrt. — Ich bin einmal mit zwei Herren auf der Wartburg gewesen. Da ist neben dem Schloß so eine Art Diensthofhaus. Hier hat Martin Luther längere Zeit gefessen, geschrieben, gesungen und wahrscheinlich auch getrunken; es wird in einer Kammer daselbst der Tisch gezeigt, woran er sein Sach geschrieben hat, und ein handgroßer Dintenfleck, welcher davon herrührt, daß Luther einmal dem Teufel das Dintensaß an den Kopf geworfen hat. Eine Schaar Protestanten und wir drei Katholiken ließen uns von dem Hausmeister die Geschichte zeigen. Die Protestanten zogen alle ehrerbietig die Kopfbedeckung ab; wir drei Katholiken thaten es nicht, um zu zeigen, daß wir Luther und seinen Dintenfleck nicht verehren müßen. Wenn wir aber im Schloß darneben, wo die heilige Elisabeth gelebt hat, ein Zimmer gefunden hätten, worin noch Einiges von ihr zu sehen wäre, z. B. nur ihr Betstuhl und Tisch, an welchem sie für Arme und Kranke Velleidung zurecht gemacht — da hätten wir Katholiken gern den Hut herabgezogen. Welche Verehrung ist nun christlich vernünftiger? unsere Verehrung der großen Heiligen, oder die Verehrung des Mannes, welcher die unglückselige Zerspaltung der Religion in Deutschland verursacht hat? — Was aber von Anbetung der Bilder gesagt wird, das hat die Bosheit irrgläubiger Prediger ihren Zuhörern vorgelogen, und der Unverstand verheßter Protestanten geglaubt und nachgelogen. Ihren Mangel an gründlichem Verständniß halten sie für Aufklärung, und den Tiefinn der katholischen Wahrheit sehen sie für lauter Finsterniß an. Ihr könnt mir keinen einzigen katholischen Katechismus in der ganzen Welt auffinden, worin es steht, daß man die Heiligen anbeten soll. Wohl aber steht in der heiligen Schrift: „Wer Lügen redet, tödtet seine Seele.“ Allein dem Blinden ist selbst

ein weißes Blatt Papier kohlschwarz und pure Finsterniß.

X. Wie Vincenz Wasserratten zu Mitmenschen umwandelst.

Ich habe schon manchmal sagen hören, die Unglücklichsten seien eben die Menschen in den Irrenhäusern, nämlich die Verrückten. Ich glaube das nicht; denn viele Verrückte bilden sich ganz angenehme Sachen ein, und was sie reden und treiben, ist keine Sünde, wenn es im Wahnsinn geschieht. Sie träumen so zu sagen mit offenen Augen.

— Ganz anders unglücklich hingegen ist der Züchtling; eingesperrt, vielleicht lebenslänglich, ehrlos, das ganze Jahr ohne die geringste Freude, stumm, er darf nicht reden, und dabei den nagenden Wurm des Verbrechens in der Seele! — In den Ländern aber, welche das Meer zur Seite haben, Italien, Spanien, Frankreich, hatten

mußten Tag und Nacht rudern, bald wurden sie naß vom Regen, bald von den überschlagenden Wellen des Meeres, und wurden fort und fort angeblasen vom Wind und Sturm. Diese unglücklichen Menschen hatten es viel übler als das Thier im Stall; denn dieses wird doch bei schlechter Witterung unter Dach gebracht. Bei diesem

Elend ist es nicht zu verwundern, wenn viele dieser Verbrecher, statt in sich zu gehen und ihre Sünden zu bereuen, in Verzweiflung Gott lästerten, als wären sie schon verdammt.

Herr von Gondy, bei welchem Vincenz als geistlicher Hauslehrer zur Zeit lebte, war General über die Galeeren. Er bewirkte es vom König, daß Vincenz als oberster Seelsorger über die Sträflinge auf den Galeeren angestellt wurde. Da waren ihm nun fast Nichts als verlorene Schafe angewiesen. Das ist etwas unendlich Größeres und Mühevolleres, als mit frommen Personen sich abzugeben. — Um Eingang bei diesen verwilderten Menschen zu finden, damit sie willig das



Vincenz als Seelsorger der Galeerenflaven.

es die Züchtlinge noch viel ärger als bei uns; sie kamen nämlich auf die Galeeren. In früheren Zeiten nämlich, da es noch keine Dampfschiffe gab, waren die Kriegsschiffe auf beiden Seiten mit Ruderbänken versehen; auf jeder Galeere, so hieß man jene Schiffe, waren 125 Verbrecher mit Ketten an diese Ruderbänke angeketten. Diese

Word Gottes aufnehmen möchten, suchte Vincenz vor Allem ihr Herz zu gewinnen. Deshalb leistete er ihnen allen Beistand, um ihre traurige Lage zu erleichtern, er bat die Aufseher, daß sie doch schonlicher mit den unglücklichen Menschen umgehen. Die Güte und Sanftmuth, welche Vincenz ihnen zeigte, hat die verwilderten und verbitterten Seelen der

Kat. f. B. u. Gew. 1875.

Verbrecher aufgeweicht, so daß viele sich mit Gott versöhnten. Durch diese Bekehrung aber haben diese armen Menschen ihre Hölle umgewandelt in ein Fegfeuer, wo die Seele zwar auch schwer leidet, aber mit Ergebung in den Willen Gottes und mit der Aussicht auf eine Befreiung in den Himmel hinauf.

Für die Geistlichen und für fromme Leute überhaupt will ich jetzt ein kleines wichtiges Lehrstück hersetzen in Sachen der Bekehrung. Wenn ein Sünder schon Arges getrieben hat und so recht wüßt redet und borstig sich benimmt: da haltet es der gewöhnliche Christenmensch meistens für gar nicht der Mühe werth, einem Solchen einen Zuspruch zu machen. Er denkt, da ist Hopfen und Malz verloren. Allein es würden zahllose Todsünder gerettet werden, wenn Andere sich in rechter Art bemühen würden, die verlorenen Seelen zu suchen. Was ist aber die rechte Art? Recht barmherzig und freundlich mit ihnen umgehen, wie es Vincenz mit den Verbrechern auf der Galeere gemacht hat. Sobald du das Herz des Sünders für dich gewonnen hast, zumal wenn du dich um ihn annimmst, so er im Elend ist: da hört er auf dich, wenn du ihm von Religion, vom Beichten sprichst, wenn du ihm ein religiöses Buch zu lesen gibst, wenn du ihn einladest, mit dir in die Kirche zu gehen. Wenn aber dein christlicher Zuspruch gleichsam das Samenkorn ist, welches du in das aufgepflügte Herz des Sünders legst, so braucht es eben auch Sonnenschein und Regen vom Himmel herab, wenn die Saat aufgehen und gedeihen soll. Diesen Segen von Oben, daß deine Worte auch die Frucht der Bekehrung bewirken, mußt du herbeiführen durch Gebet für den Sünder. Außer zu dem Heiland und dem hl. Geist nimm besonders auch deine Zuflucht zu derjenigen, welche in der Vitanei „Zuflucht der Sünder“ genannt wird. Und fordere auch eindringlich fromme Personen und schmerzreiche Kranke auf, daß sie dein Gebet verstärken mit ihrem besonders gottlieben Gebet.

XI. Wie Vincenz einen Tausch gemacht, welcher in den Augen der Welt ein wüthiger Unsinn, und vor Gott eine kostbare That gewesen.

Als oberster Seelsorger aller Sträflinge auf den Galeeren reiste Vincenz einmal nach Mar-

seille, um auch dort sich um die armen Sünder anzunehmen. Er ging zuerst ungekannt bei ihnen herum und fand da auch einen jungen Mann, der sich durchaus weigerte, Hand an die Arbeit zu legen, und sich lieber fürchterlich schlagen ließ; denn er hatte die Absicht zu sterben. Durch liebreiches Zureden brachte Vincenz den Verzweifelten dazu, daß er unter heftigem Weinen ihm sein Schicksal erzählte. Der Sträfling war Arbeiter bei einem Goldschmied und ernährte seine Familie mit seinem Verdienst ganz anständig. Da machte sein Meister einen falschen Stempel und ver barg denselben in der Wohnung des Arbeiters. Die Sache kam heraus; der Goldschmied wußte sich herauszulügen, und so blieb die Schuld an dem hängen, in dessen Zimmer der Stempel gefunden wurde; der Arbeiter kam auf die Galeere. Die Familie aber schmachete in Schande und Armuth.

Voll herzlichen Mitleidens entschloß sich Vincenz zu einer That, welche im Kleinen Aehnlichkeit hat mit der göttlich großen That Jesu Christi. Er wollte die Strafe selber auf sich nehmen, um den Unglücklichen zu erlösen. Vincenz wußte den Aufseher zu bereben, ihm einen unendlich barmherzigen Tausch zu gestatten. Er ließ sich die Ketten des Sträflings anlegen, nachdem er die Kleider mit ihm gewechselt hatte, so daß der befreite Arbeiter in der geistlichen Kleidung des Vincenz glücklich über die Grenze Frankreichs kam und in Brüssel wieder eine Versorgung fand.

Vincenz machte ruhig die Arbeit der andern Rudernechte mit und überließ es dem lieben Gott, wie es weiter kommen werde. Jedenfalls war das Glück und die Freude des Erlösten mit seiner Familie viel größer, als die Beschwerden, welche Vincenz aus christlicher Liebe trug. Da nun Vincenz gleichsam verschwunden war und nicht zur erwarteten Zeit nach Paris zurückkehrte, so wurden Nachforschungen gemacht, wohin er zu Marseille gerathen sei. Endlich wurde Vincenz von einem Herrn, der ihn kannte und in Marseille wohnte, zu seinem Erstaunen unter den Sträflingen und in ihrer Kleidung aufgefunden. Als der Vorstand der Stadt solches erfuhr, eilte er alsbald auf die Galeere, um die Fesseln des freiwilligen Züchtlings zu lösen.

Almosengeben ist eine schöne Sache, besonders wenn man es gutherzig gibt. Ich habe umständ-

lich genug im vorigen Kalender davon geredet. Es gibt aber etwas viel Vornehmeres noch, als Almosen geben — und an dieser vornehmeren Sache ist Niemand ärmer als in der Regel die Herrenleute. Nämlich recht herzliche Christenliebe setzt nicht nur Geld und allerlei Sach daran, sondern wie Vincenz noch größere Güter, den eigenen Leib und selbst die Ehre, um dem nothleidenden Nebenmenschen Linderung oder Hülfe zu verschaffen.

So hat es der Heiland gemacht am Kreuz, so haben es die Apostel gemacht, indem sie in alle Welt gingen, um den Menschen das Heil des Christenthums zu bringen, und dabei nicht einfach todtgeschlagen wurden, sondern größtentheils langsam zu todt gemartert wurden, also grausamer traktirt wurden, als wilde Thiere auf der Jagd.

Wie steht es mit dir, christlicher Leser? Hast du denn auch schon aus Nächstenliebe etwas gethan, was über ein Geldstück oder Geldeswerth hinausgeht? Hast du auch schon deine

Person daran gesetzt, um Andern beizustehen? Es gibt in vielen Orten wahrhaft christliche Personen, welche ganz besonders gern zu Kranken und Sterbenden gehen, ihnen etwas zur Erleichterung des leiblichen Elendes bringen, ein Hemd, ein wollenes Leiblein, eine gut verdauliche Speise — bei ihnen sitzen, Medizin geben,

sie zurecht legen, Nachts bei ihnen wachen, zum Doktor oder Apotheker gehen, dem Kranken zu reden, daß er die hl. Sacramente empfangen, die auch selber zum Geistlichen gehen, um ihn mit dem Kranken zusammen zu bringen, die dem Kranken vorlesen, mit ihm beten, ihm zusprechen, und wenn es zum Sterben kommt, all ihre Mühe verdoppeln. — Sieh, das heißt mit seiner Person Almosen geben, nicht bloß mit seinem Pfennig- oder Markengeld oder verrußener Münz.



Vincenz in Ketten.

Ich will dir ein anderes Exempel der Art erzählen. Wenn ein triefäugiges Kind mit grauen Backen, dickem Bauch und dünnen Beinen, es brechen ihm auch zeitweis Löcher auf da und dort an dem elenden Körperlein, wenn ein solches im Ort herumfährt gar ungeschön und unappetitlich, so daß es die eigene Mutter vom Hals haben möchte, und du würdest denken: gerade weil es so wüß ist, will ich den armen Tropf in's Haus nehmen; es mag ihn ja doch sonst Niemand: das heißt eben

wieder mit der eigenen Person Almosen geben. — Oder sieh die barmherzigen Schwestern an in den Spitalern, wie sie den elendesten unappetitlichen Bettler verpflegen, Nachts bei den Kranken wachen, keinen Lohn, oft nicht einmal Dank, sondern Schelten dafür haben. Oder sieh die Missionäre an, die nach China gehen, um unter allen Mühsalen das

Christenthum bei den Heiden zu verbreiten und sehr oft mit dem Martertod dafür bezahlt werden. Diese zahlen mit der eigenen Person.

Es mag wohl sein, daß ein großer Theil das liest im Kalender und doch Nichts thut und denkt: „der Kalenderschreiber kann mich ungeschoren lassen — es ist eben auch nicht gewiß, ob er selber seine Person inkommodirt.“ (Und

es kann etwas dran sein, doch mag ich im Kalender nicht beichten, so wenig als von einem Kirchturm herunter.) — Einen Profit werde ich aber doch mit diesem Besitzt gemacht haben, nämlich, daß der Leser einsieht, daß sein Sach und seine guten Werke bisher nicht viel heißen wollen. Es gibt nämlich viel Heiligenschein, den die Leute in der Einbildung um das Haupt tragen, indem sie sich für tugendreiche Christen halten, weil sie keine Kriminalverbrechen verüben und von dem übrig gebliebenen Essen bisweilen einem Armen zukommen lassen, in Betracht, daß sie keine Schweine haben; es thät sonst verderben. Allein dieser Heiligenschein ist nicht im Geringsten mehr werth, als das Glißern der Thautropflein am Spinnweb, das zwischen Grashalmen auf herbstlicher Wiese hängt; wenn die Morgensohle dreinstrahlt und sie aufleckt, ist es bald mit dem Glißern fertig.

XII. Wie es Vincenz gehalten hat mit einer aufgeschossenen Sorte von sogenannten Altkatholiken.

In jener Zeit, da Vincenz lebte, entstand ein neuer Irrglaube durch einen Priester, Namens Janse-



Die Barmherzigen Schwestern im Spital.

nius. Dieser stellte Lehren auf, welche hart und viel strenger sind, als das Wort Gottes. Die Sache wurde nach Rom und an den Papst gebracht. Dieser erklärte, daß fünf Lehren im Buch des Jansenius der katholischen Lehre widersprechen und deshalb zu verdammen seien. Eine Anzahl von Priestern und sonstige Herren waren aber so vom Geiste des

Hochmuths besessen, daß sie eben wie eine Beißzange hartnäckig an der falschen Lehre festhielten, und sich für erleuchteter dünkten als die ganze katholische Kirche aller Zeiten.

Vincenz hatte schon im Anfang ausgefunden, daß diese Neulehren falsch seien. Da aber unendlich viel daran gelegen ist, daß die Glaubenslehren, die Wurzeln der Religion, nicht verdorben werden, so war Vincenz außerordentlich thätig, um gegen diese Irrlehre und ihre Anhänger zu kämpfen. — Da lehrte einmal ein Landsmann von Vincenz, ein gelehrter Geistlicher, zurück aus Löwen, wo er lange Zeit studirt hatte. Vincenz hatte freundschaftlichen Verkehr mit ihm, merkte aber bald, daß er stark angesteckt sei von der neuen Irrlehre des Jansenius. Einmal stellte dieser von seinem Studiren aufgeblasene Kopf eine Behauptung auf, welche die Kirchenversammlung von Trient ausdrücklich als ketzerisch verworfen hatte, und wollte dem Vincenz beweisen, daß die Kirchenversammlung nicht das Richtige gefunden habe, sondern er habe mit seinem scharfen Verstand das Richtige gefunden. Da sagte Vincenz zu ihm: „Soll ich denn Ihnen, einem einzigen Gelehrten in der geistlichen Wissenschaft, mehr glauben, als der ganzen Kirche, welche eine Grundsäule und Grundfeste der

Wahrheit ist? Sie können sich irren, aber die Kirchenversammlung kann sich nicht irren, weil ihr der Beistand des hl. Geistes gegeben ist.“ — Allein der unglückselige Geistliche war so von Hochmuth befallen, daß er sagte, die hl. Schrift habe in seinem Kopf mehr Licht, als in sich selbst. Er habe von Gott große Erleuchtungen; Christus habe zwar die Kirche auf einen Felsen gebaut — es sei aber eine Zeit des Aufbauens und des Niederreißens. Die Kirche müsse wieder neu hergerichtet werden. — Alle Einwendungen des gläubigen Vincenz waren vergeblich, den dünkelfasthaften Mann zur Besinnung zu bringen; dieser blieb in seinem satanischen Hochmuth eingeklemmt; nicht lange nachher starb er, und es mag ihm nach dem Tod ein erschreckliches Licht aufgegangen sein, — aber zu spät!

Einen solchen Prozeß sehen wir auch in gegenwärtiger Zeit mit den Neuprotestanten. Auch diese wollen sich dem Urtheil der katholischen Kirche nicht mehr unterwerfen. Gerade wie der dünkelfaste Jansenist, mit welchem Vincenz es zu thun hatte, halten sie ihre Gedanken für unfehlbar, hingegen den Ausspruch, welchen die katholische Kirche durch die allgemeine Kirchenversammlung gethan hat, halten sie für falsch. Damit sagen also die Neuprotestanten: „Es ist nicht wahr, daß Christus seine Kirche auf einen Felsen gebaut hat; es ist nicht wahr, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden; es ist nicht wahr, daß der Heiland der Kirche den hl. Geist beigegeben hat, um sie vor Irrlehren zu bewahren.“ Sie sagen ferner damit: „Wir Neuprotestanten sind gescheidter und wissen besser den Weg in den Himmel, als der Papst und die tausend Bischöfe und die 250 Millionen Katholiken auf Erden. Kommet Alle zu uns, wir und unser, von einem Jansenisten geweihter Reinkens mit seinen sechszehntausend Berliner Thälern im Sack, wir haben das Rechte, um die Menschen geradewegs und ganz leicht in den Himmel zu liefern.“ — Ja, ihr seid auf einen schönen Weg gerathen! Würdet ihr zu Herzen genommen haben den Bibelspruch: „Die Kirche ist eine Grundsäule und Grundfeste der Wahrheit,“ so wäret ihr nicht so weit gekommen. Ihr hättet gedacht, wie wir Katholiken: Es ist unmöglich, daß die Vorsehung Gottes eine rechtmäßige Kirchenversammlung von tausend unbescholtenen Bischöfen und Aebten aus allen Theilen

der Welt auf einmal verläßt, so daß sie eine falsche Lehre als Glaubenssatz aufstellt für die ganze Christenheit, nachdem die Fürsorge Gottes 1800 Jahre lang die katholische Kirche in der Wahrheit bewahrt hat. — Diese Geschichte mit dem neuprotestantischen Wesen sieht gerade so aus, wie die Kongerei zu ihrer Zeit. Der Konge mit seinem Anhang nannten sich deutsch-katholisch, Reinkens und sein Anhang nennen sich altkatholisch. Konge und sein Anhang sagten, sie wollen das ursprüngliche Christenthum wieder herstellen, das Nämlische sagt auch Reinkens und sein Anhang. Konge hat ein Weib genommen und hat dafür seinem Anhang die Beicht erlassen; Reinkens schenkt seinem Anhang auch die Beicht; zum Heirathen haben sich auch schon einige abgefallene Priester angeschickt. — Der Hauptunterschied liegt nun darin, daß die alte Kongerei von den Regierungen nicht unterstützt wurde und darum bald zu Grund ging; hingegen die neue Kongerei wird mit Geld und Regierungsverordnungen unterstützt. Vielleicht hofft man eine Brücke damit zu machen, auf welcher die Katholiken sachte zum Protestantismus hinüber geschoben werden.

Dann sehet auch unstudirte Neuprotestanten an. Wie viele haben schon Jahre lang selten oder nie die Kirche besucht, desto mehr aber das Bierhaus; keine Predigt angehört und kein christliches Buch gelesen, dafür aber ihre Geistesnahrung aus den Schweintrögen badisch-liberaler Zeitungen geholt! Willst du religiöse Gemeinschaft mit diesen Menschen halten und darin leben und sterben, und mit ihnen in ihr Haus der Ewigkeit fahren? — Es kommt in neuester Zeit bisweilen vor, wenn ein Neuprotestant schwer krank wird, daß er dann wieder katholisch sein will und einen Priester kommen laßt. Dieß kann dir auch geschehen, du kannst auch noch von der übermäßigen Barmherzigkeit Gottes die Gnade bekommen, daß du später zu dem rechten Glauben wieder kommst, — wie steht es aber dann mit den Kindern? überhaupt mit Allen, welche du in Wort und Beispiel dem neuen Irrglauben zugeführt hast? — Die priesterliche Absolution kann eben diesen angerichteten Schaden an lebendigen Seelen nicht austilgen — und die Todtengebete an Sarg und Grab können es auch nicht austilgen.

Bedenke ein Jeder wohl: Mit dem Glauben darf man nicht spielen. Er ist eine der größ-

ten Gnaden Gottes; wer deshalb einmal diese Gnade des wahren Glaubens gehabt hat und davon abfällt, dem besonders gilt die Drohung des Heilandes: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden.“

XIII. Warum Vincenz abgebildet wird mit einem kleinen Kinde auf dem Arm.

Paris war schon zu Lebzeiten des Vincenz eine ungeheuer große Stadt. Dasselbst kam es vor, daß fast jeden Morgen in irgend einer Straße bald da, bald dort ein neugeborenes Kind lebendig gefunden wurde. Arme, rathlose oder lüderliche Personen, denen ein solches Kind nur eine Last war, suchten sich die Last vom Hals zu schaffen, indem sie in der Nacht das Kind auf die Straße trugen, es etwa auf eine Staffel oder Bank legten und sich heimlich davon machten. — Nun konnte man doch ein so armes Geschöpf nicht hilflos liegen lassen; darum waren einige Polizeikommissäre aufgestellt, welche solche Kinder auflesen mußten, und dann zunächst einer Wittve überbrachten. Diese nahm zwar solche Kinder auf und hielt sich ein paar Mägde dafür. Allein die Menge war viel zu groß, als daß sie diese Kinder alle gehörig besorgen konnte. Die meisten starben an der Abzehrung aus Mangel an richtiger Nahrung; andere, die zu arg schrieten, bekamen von den Mägden einen Schlaftrunk von der Art, daß

viele niemals mehr aufwachten; andere wurden an Leute gleichsam verschenkt, die ein solches Kind beehrten; und da kam es sogar vor, daß solche Kinder (für einen Frank der Kopf) gekauft wurden, um aus ihrem Blut und andern Theilen des Körpers teuflische Zaubermittel zu bereiten. Die meisten dieser Findelkinder kamen um's Leben, ohne daß sie auch nur getauft wären worden; sie sind also um ihre wahre Bestimmung gekommen, im Himmel ewig Gott zu loben.

Dieses große Uebel, wornach alle Jahre einige Hundert von ihren Müttern weggeworfene Kinder zu Grunde gingen, kannten die Pariser, Hohe, Geringe und Mittelmäßige; aber Jedermann ging dem Seinigen nach und kümmerte sich so wenig um die Kinder, als ihre Mütter sich um sie gekümmert hatten. Wenn manche christliche Personen darüber gekümmert haben mögen, so rührten sie doch keine Hand, in der bequemen Meinung, da sei Nichts zu machen.

Vincenz aber gehörte zu denen, von welchen die hl. Schrift sagt: „Die vom Geist Gottes



Vincenz nimmt sich der Findelkinder an.

getrieben sind, sind Kinder Gottes.“ Vom Geist Gottes getrieben, ging er zu einigen vornehmen Frauen, welche Vincenz als christlich gesinnte Personen kannte, und beehrte von ihnen, sie sollten zuweisen in das Haus der Wittve gehen, wo die gefundenen Kinder aufgehäuft waren. Da nun die Damen selber sahen, wie jämmerlich es den armen Kindern dort gehe, bekamen sie großes Mitleiden und machten mit einander ab, sie wollten ein

Duzend dieser Kinder übernehmen und versorgen. Es wurden nun zwölf von dem großen Vorrath der Kinder herausgeloost und dann untergebracht in einem Haus von frommen Personen, welche sich mit nichts als christlichen Werken beschäftigten.

Allein es geht im Guten, wie im Bösen; wenn der Mensch ein gutes Werk im Kleinen anfängt, so bekommt er Appetit und Eifer, die Sache weiter und stärker zu betreiben — wie auch der

Sünder im angefangenen Sündenleben nicht gleichmäßig bleibt, sondern immer weiter schreitet und es später viel ärger macht als im Anfang. Jene christlichen Damen holten allmählich so viele Findelkinder in ihre Anstalt, daß die jährlichen Kosten viele tausend Franken ausmachten. Sie konnten kaum mehr die nöthige Summe aufbringen, so daß ihnen gleichsam schwindlig wurde und ihnen der kleinnützhige Gedanke kam, ob sie nicht die ganze Sache aufgeben sollten. — Als Vincenz dieß erfuhr, hielt er eine Generalversammlung von allen Personen, die bisher um die Verpflegung der Kinder sich angenommen hatten. Er stellte

ihnen vor, wie durch ihre Sorgfalt jetzt schon fünf- bis sechshundert Kinder am Leben erhalten worden seien, welche ohne ihren Beistand zu Grund gegangen wären. Sie hätten das Verdienst, daß diese Kinder Gott erkennen und ihm dienen gelernt haben. Sie seien aus Gnade ihre Mütter geworden, nachdem die natürlichen Mütter sie weggeworfen haben. Ob sie nun aufhören

wollen, Mitleid zu haben, und die Kinder von nun an hilflos zu Grund gehen wollen lassen?

Die Anrede des Vincenz bewirkte, daß die Frauen und Jungfrauen einstimmig beschloßen, daß sie ausdauern wollten in ihrem Liebeswerk. Und so entstand hernach das große Findelhaus, wo die Kinder nicht nur aufgenommen wurden, um ihr leibliches Leben zu erhalten, sondern auch später noch erzogen und unterrichtet wurden, um ein anständiges Fortkommen zu finden.



Vincenz bittet für die Findelkinder.

Bei uns kommt es nicht leicht vor, daß Kinder kurzweg auf die Straße gelegt werden, mag es ihnen gehen wie es will.

Hingegen kommt es tausendmal vor, daß Kinder im elterlichen Haus selbst der Seele nach wie weggeworfen sind und Niemand mag sie auflesen, auch die Polizei nicht. Dieß ist da der Fall, wenn die Kinder nicht christlich erzogen werden, oder selbst noch von den Eltern in Wort und Beispiel Schlimmes lernen. Denk dir z. B. so eine Ledige, wenn sie schon eins oder zwei Kinder hat, aber ihr lüderliches Leben fortsetzt, so daß der Zuwandel

fortgeht und sie überall dabei ist, wo Tanzmusik ist. Da sind die Kinder viel übler daran, als jene Findelkinder. Ist so ein Findelkind um das Leben gekommen, so war doch die Seele nicht der Hölle verfallen, weil der arme Wurm noch keine Sünde gethan hatte. Wenn aber ein Kind aufwächst und zu der angeborenen bösen Neigung, welche mit den Jahren wächst, auch noch die schlechten

Sitten und Gewöhnungen im Haus kommen: Lügen, Fluchen, Unzuchtigkeiten, Bettel, Stehlen, Gefräßigkeit, Neid, Hoffart — so ist eben die größte Gefahr, daß solche Kinder Menschen werden, die in der Todsünde leben und sterben, und vielleicht auch noch Andere in die Hölle bringen. Willst du, Leser oder Leserin, auch ein gottgefälliges Werk thun, so rette die Seele eines Kindes. Sieh' dich um nach solchen Kindern, die verderben müssen, wenn sie zu Haus bleiben. Von solchen Kindern nimm eines oder zwei zu dir und erzieh' sie christlich. Vor einiger Zeit schrieb mir ein Geistlicher vom Schwarzwald folgende Geschichte, die dort geschehen: Es starben arme Eheleute schnell nach einander mit Hinterlassung von sieben Kindern. Das älteste war erst 8 Jahre alt. Bei der Beerdigung der Mutter, welche nach dem Vater starb, stellte der Pfarrer fünf der Waisen um das offene Grab, hielt eine Predigt, worin er besonders nachdrücklich den Ausspruch des Heilandes einprägte: „Wer eines dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf,“ und eindringlich die Anwesenden bat, sich dieser verlassenen Waisen zu erbarmen. Aus Liebe zu Gott wurden dann auch alle sieben Kinder von frommen Leuten übernommen. Zwei Eheleute nahmen das Waisenkind, welches kaum zwei Jahr alt war, und es blieb 15 Jahre bis zum Tod der Pflegerktern bei denselben. Nach dem Tod des Mannes wurde auch bald die Frau krank. Da keine Aussicht mehr war zum Gesundwerden, fragte einmal der Pfarrer beim Besuch der Kranken, wie sie meine, daß es ihr nach dem Tod gehen werde. Da sagte die Frau: „Ich habe meine lebigen Jahre rein und keusch durchlebt, meine Kinder christlich erzogen, bin meistens täglich in die Kirche gegangen, habe des Jahres mehrmals die heiligen Sakramente empfangen, den Rosenkranz fast alle Tage gebetet — und doch schaudert mich der Gedanke an den Tod, besonders wenn ich an die Verantwortung denke, welche ich geben muß über 73 lange Jahre, über Gedanken, Worte und Werke. Nur Eines ist es, was mich noch tröstet, nämlich ein Blick auf das Mädchen, welches ich mit meinem Mann in's Haus genommen und welches wir so gut als möglich erzogen haben. Habe ich den Heiland in diesem Kind aufgenommen in unser Haus, so wird er mich auch aufnehmen in sein Haus, in den Himmel.“ So hat das gute Weib gesprochen, und so wird's

auch gegangen sein, als die Seele abgeschieden ist.

Es ist nicht nothwendig, zu diesem Exempel viel zu sagen, als: geh' hin und thue dergleichen. Nur das will ich noch bemerken: Aus Barmherzigkeit angenommene Kinder machen im Allgemeinen weniger Verdruß und sind dankbarer, als sehr oft die leibeigenen Kinder. Die Waisensjungfrau ist noch lange an die Gräber ihrer Pflegerktern gegangen und hat dort geweint und gebetet aus Liebe und Dank. — Wie viele Freude könnten sich so manche Eheleute bereiten, die gar keine Kinder oder nur eines haben, wenn sie ein armes Kind zu sich nähmen! Und wie leicht und schön wäre der Verlust zu ersetzen, wenn ihnen ein eigenes Kind gestorben ist! Eigene Kinder pflegen und erziehen ist Pflicht; es fremden thun, ist ein schönes, großes Werk der Barmherzigkeit.

XIV. Wie Vincenz lieber Hand anlegt als lamentirt.

Sonst wird der Krieg in der Regel von den Fürsten angezettelt; Pulver und Kanonen und Soldaten gehören gleichsam zu ihren Domänen. Hingegen die Rebellion kommt meistens vom Volk, wenn es recht lang und stark gepreßt wird, oder auch, wenn es lang und stark von Zeitungs-schreibern, Advokaten und anderen studirten Gesellen aufgehetzt wird. Zur Zeit aber, da Vincenz lebte, haben die Prinzen und große Herren selber Rebellion gemacht gegen die rechtmäßige Herrschaft. Es gibt noch umständliche Berichte, wie große Landschaften in Frankreich schrecklich verwüstet wurden durch die Kriegsschaaren, die gegen einander kämpften. Die Armeen hatten Alles in den Häusern und Feldern weggenommen, verwüstet und zertreten. Die Hungersnoth war so groß, daß die Leute Hunde und gefallene Pferde, Eidechsen, Frösche, Wurzeln und ungesunde Beeren, Kräuter, Viehfutter, Baumrinden, Erde, selbst alte Lumpen verzehrten, um den grimmigen Hunger zu stillen. Ja, Manche nagten das Fleisch von den eigenen Armen und Händen ab, bis sie vor Verzweiflung starben. Es gab sogar Städte, wo Alles so ausgeplündert war, daß fast Niemand auch nur Stroh hatte, um darauf zu liegen, von einem Bett war keine Rede mehr. Zu all' diesem Elend kam dann noch im Winter

eine ungemein grimmige Kälte. Daher entstanden allgemein die ärgsten Krankheiten, Ruhr, bössartige Fieber, Anschwellungen, Ausschläge und Geschwüre. Die Todten wurden vielfältig nicht mehr begraben, so daß manchmal kleine Kinder hülflos am Leichnam ihrer Mutter herumtrotten. Viele Ortschaften waren verbrannt, die Kirchen ausgeplündert, die viele tausend Sterbende konnten größtentheils gar keine Priester haben — weil diese auch hinweggestorben oder fortgezogen waren, weil sie nichts mehr zu leben hatten. Die Felder wurden nicht mehr bebaut; es fehlte an Saatfrüchten, an Kräften; und weil dieser innere Krieg Jahre lang fortging, konnte Niemand darauf zählen, daß er selbst ernten werde, wenn er auch säen hätte können. Es ist noch viel anderes entsetzliches Elend erzählt, in welches das Volk durch die übermüthigen, rebellischen Herren und die verwilderten Soldaten gebracht worden ist.

Was war da zu machen? — Unter solchen Umständen hätte auch ein König verzagen müssen, seinem unglücklichen Land Hülfe zu schaffen. Aber Einer ist nicht verzagt, der arme Priester Vincenz, und hat ein mitleidigeres Herz gezeigt, als ein gewöhnlicher Landesfürst zeigt. Er hat nicht geseufzt und lamentirt, oder einige Thränen vergossen, wie viele gutmüthige Leute es machen, wenn sie von Unglück und Elend hören. Nein, er hat nachgedacht, ob und wie er Etwas thun könne zur Linderung dieser Landesnoth. Er versammelte in Paris eine Anzahl christlicher Personen, die er schon kannte, und brachte sie dazu, daß sie wiederholt in den Häusern Sammlungen machten; denn der Krieg, also auch die Noth, dauerte 10 Jahre lang. Es wurden in Werthsachen und Geld einige Millionen Franken auf diese Weise zusammengebracht. Mit dem Gesammelten sandte nun Vincenz alle Jahre Priester, welche sich ihm angeschlossen hatten, in die bedrängtesten Provinzen, wo sie Brod, Lebensmittel, Kleider, Arzneien, Werkzeuge zum Ackerbau, Spinnräder, Hanf, Saatfrüchte und Geld vertheilten. Eine sehr große Anzahl von Armen und Hunderte von Kranken wurden dadurch gerettet, die sonst an Hunger oder Kälte gestorben wären. Sehr viele Kranke, Greise und Waisenkinder lagen im strengsten Winter auf bloßer Erde, da ihre Häuser geplündert, niedergebrannt und sie bis auf's Hemb ausgezogen waren. — Vincenz suchte allenthalben zu helfen. In der Gegend von Laon wurden 600

Waisen unter 12 Jahren gefunden und versorgt. Viele Töchter von Edelleuten hatten sich in Waldungen geflüchtet, damit ihnen von den Soldaten nicht Gewalt angethan werde. Diese wurden nun durch die Aussendinge des Vincenz bei Klosterfrauen untergebracht. Zugleich brachten die ausgesandten Priester den Leuten wieder die heiligen Sakramente, ertheilten ihnen religiösen Trost und suchten die Kirchen wieder ehrbar herzurichten, da die meisten von den Soldaten ausgeraubt und verwüstet waren.

In anderen Zeiten ist auch schon so erschreckliches Elend durch den Krieg über ganze Länder gekommen. Davon ist viel in den Geschichtsbüchern zu lesen — aber davon ist Nichts zu lesen, daß auch zu andern Zeiten ein einziger Mann, der selber arm war, so Großes geleistet hat aus reiner Gottes- und Nächstenliebe. Er hat es freilich nicht allein gethan; aber seine flammende Liebe hat so viele andere Herzen angezündet, daß sie auch eifrig wurden zu Werken der Barmherzigkeit. Wollte ich Alles erzählen, wie Vincenz gleichsam der Schutzengel der Armen und Kranken geworden und im Verein mit Priestern und sonst christlichen Personen, welche er dazu angeregt und geleitet hat, viel tausendfacher Noth abgeholfen hat: so könnte dieß allein den ganzen Kalender anfüllen.

Nun komme ich wieder an die Leser des Kalenders, um sie mit meinen Zumuthungen aufzurütteln. Die Geschichte mit dem großen Elend soll wieder ein Lehrstück abgeben. Vor Allem ist die Frage, warum lastet es Gott zu, daß so viele Menschen in eine so schreckliche Noth kommen, wie sie oben erzählt worden ist? — In dem Fall, den ich oben erzählt habe, waren die großen Herren Schuld, welche aus Ehrgeiz, Herrschsucht und Habsucht den Krieg angezündet und geschürt haben. Es ist eben einmal so die Einrichtung Gottes, daß die Menschen durch andere Menschen in Elend und Schaden aller Art gebracht werden. Sitze in Gedanken auf ein Schlachtfeld, wenn es mit dem Schießen und Dreinhauen und Stechen fertig ist, und der Pulverrauch verdunstet und der Rest von Soldaten, die noch laufen können, beiderseits abgezogen sind: was siehst du noch? Ungeheure Blutlachen, Leichname, abgeschossene Gliedmaßen, und eine Anzahl von Soldaten, welche nicht leben mögen und auch nicht

sterben — aber, die auch noch lebendig auf-
 gelesen werden und mit dem Leben davon kommen,
 die sind und bleiben großentheils schadhafte Krüp-
 pel. — Wer ist schuld? Die Herren oder das
 Volk? — Das Volk hat in der Regel kein Ver-
 langen nach dem Krieg, denn das Volk und seine
 Söhne müssen Blut und Hab und Gut d'ran
 setzen. Hingegen die, welche mit Eisen und Blut
 spielen und den Krieg anzetteln, verlieren keinen
 Zahn und kein Haar dabei und reisen im Som-
 mer plätsirlich in die Bäder.

Das ist eben so die Einrichtung Gottes, daß
 viele Menschen durch einen Einzigen leiden. Was
 leidet z. B. eine ganze Familie, wenn der Vater
 ein Säufer ist! Darüber bekomme ich aber keine
 schiefe widerspenstige Gedanken; sondern ich denke
 fest also: Gottes Weisheit ist gegen meinen
 Verstand wie die Sonne, welche die ganze Erde
 und Himmelsregionen erleuchtet, gegen ein dünnes
 Zündhölzlein aus einer schlechten Fabrik, von
 denen man zwei Schächtelein voll bekommt für
 einen Kreuzer. Die Sache wird einmal sonnen-
 klar werden, wenn das letzte Weltgericht kommt.
 Nach dem Tod erfährt Jeder zunächst nur, wie es
 mit seiner eigenen Seele steht, und Mancher wird
 es viel stärker inne werden als brennenden Siegel-
 lack auf der Hand. Aber beim Weltgericht erfährt
 Jeder auch noch, wie es mit Andern gegangen
 ist, und in was für ein Haus der Ewigkeit sie
 verwiesen worden. Also hab' Geduld; zu seiner
 Zeit wird Gott schon zeigen, daß er in Allem
 Recht gehabt, was er auf Erden zugelassen. In
 der Offenbarung, wo er von der Zukunft des
 Endes prophezeit, sagt Johannes: „Ich hörte vom
 Rauchaltar rufen: Ja, Herr, Gott, Allherrscher!
 wahrhaftig und gerecht sind deine Gerichte.“

Aber ein anderer Punkt ist übrig, wo du gar
 keine Geduld haben und warten sollst — und da-
 mit rücke ich dir jetzt näher auf den Leib. Wenn
 du großes Unglück um dich siehst oder davon
 hörst, so lasse nur das Lamentiren bleiben. Wenn
 ich gerade bei dir wäre, da du so lamentirst,
 so würde ich dir, wie man sagt, über das Maul
 fahren; da ich aber nicht bei dir bin, mache ich
 dir nur einen Strich mit Dinte darüber. Ich
 sage nämlich oder schreibe also: Ei, du gutherziger
 Christ, dein Lamentiren kostet dich gerade soviel,
 als es deinem Mitbruder hilft und dem lieben
 Gott gefällt, nämlich so viel als gar nichts. Wenn
 es brennt und Einer steht dazu und jammert:

„O die unglücklichen Leute, o die armen Kinderle;
 zuletzt verbrennt auch gar noch die neumelliche Kuh
 und das Kalb dazu! Was ist das für ein Un-
 glück!“ — Da kommt so Einer von der Lösch-
 mannschaft und sagt: „Du Tropf, steh' in die
 Reihe und nimm auch den Eimer in die Hand!“
 Da sagt der Lamentirmensch: „Ich kann das nicht,
 ich hab' meine Sonntagskleider an, die würden
 schön aussehen, wenn ich da Eimer handlangen
 wollte — ich kann auch die nassen Füße nicht er-
 tragen, ohnedieß sind meine Nerven leicht ange-
 griffen durch ein solches Brandgetümmel.“ —
 Er sagt es, schleicht abseits nach Haus und legt
 sich in's Bett mit dem Trost, daß der Brand von
 weitem nicht seinem eigenen Haus gefährlich wer-
 den kann und er seine Theilnahme durch Lamen-
 tiren an den Tag gelegt habe.

Also das weichliche faule Gejammer ist nichts
 werth, und ist nichts werth, selbst wenn du das
 Nastuch nimmst, weil du einige Zähren zuwege
 bringst; sondern ernstlich helfen sollst du. Viel-
 leicht will es dir im ersten Augenblick vorkommen,
 als sei da nichts zu machen. Allein wenn du
 wahrhaft einen guten Willen hast, überlege ernst-
 haft in einer Kirche vor Gott, was denn da zu
 machen wäre, um einige Hülfe zu bringen. Gehe
 auch zu Andern, welchen das Christenthum nicht
 bloß auf der Zunge, sondern auch im Herzen und
 auf den Händen sitzt, ob und wie etwas zu ma-
 chen sei. — Und wenn ihr darüber einig seid und
 angreift, dann müßt ihr eben auch alle Tage be-
 ten um das Gedeihen. Vincenz nahm dieses so
 ernst, daß er mit seinen Gehülfsen, um das Gebet
 zu verstärken, jeder, einer nach dem andern, einen
 Fasttag hielt.

Wenn du übrigens Ernst machen willst, so
 findest du im vorjährigen Kalender genug An-
 weisung; du darfst z. B. nur das Stück vom
 Vincenzverein lesen.

Das Rathschlagen mit guten Christen ist eben
 überaus viel werth. Es kommt etwas ganz An-
 deres heraus, als wenn das zerbröckelte Gehirn
 eines Privatkopfes Alles allein ersinnen will.
 Es ist oft schon eine Art Hochmuth und deshalb
 kein Segen drin, wenn Einer so geschickt sein
 will, daß er selbst bei wichtigen Angelegenheiten
 für das allgemeine Wohl keinem Menschen das
 Wort gönnt und Alles nur allein machen will.
 Auch in dieser Beziehung gilt das Wort Christi.
 „Wo Zwei oder Drei in meinem Namen versam-



mest sind, bin ich mitten unter ihnen.“ Gott will Gemeinlichkeit in guten Werken, wie im Gebet — dabei darf und soll doch noch privat Gebet und einsechte Gutthat nebenher laufen.

XV. Wie es Vincenz mit Kleinigkeiten gehalten hat.

Es ist eine gar kleine Geschichte, was ich jetzt bringe; aber wie ein kleiner Ring viel Werth hat, wenn ein Edelstein daran ist, so ist es auch mit der scheinbaren Nebensache im Leben des Vincenz. Vincenz hatte ungeheuer viel zu thun; wie wenn er der König der Barmherzigkeit über Frankreich gewesen wäre, suchte er bei dem allgemeinen Elend und der Verwilderung der Revolution und des Krieges überall zu helfen. Da schrieb ihm ein Schneidergesell einen Brief nach Paris, Vincenz möge ihm 100 Pariser Nähadeln schicken. Unser Einer hätte sich vielleicht über dieses zubringliche Begehren geärgert, oder doch den Brief weggeworfen und gedacht, du Schneider wirst auch nähen können ohne Pariser Nadeln; ich bin kein Kommissionsbesorger. — So hat Vincenz nicht gedacht. Wie der liebe Gott nicht nur für unsere nothdürftigsten Anliegen sorgt, sondern uns oft auch erhört, wenn wir um Sachen bitten, welche in seinen Augen wahre Kindereien sind: so hat Vincenz sich nicht lange besonnen, sondern kurzweg dem Schneidergesell die 100 Nähadeln zukommen lassen.

Wie die zwei Pfennige der Wittve am Opferkasten zu Jerusalem von dem Heiland sehr hoch abgeschätzt wurden, so wird eben die Nadelgeschichte dem obersten Herrn auch gut gefallen haben. Ueberhaupt erscheint die wahre Menschenfreundlichkeit oft mehr in Gefälligkeiten, die man dem geringen Menschen erweist, als in großen Vergabungen. Ich will dir sagen, warum. Wie ein Mensch, der einen dicken Bauch hat und Backen wie kleine Kopfstissen oder aufgeblasene Schweinsblasen, bezwegen gar nicht gesunder und kräftiger ist, als ein Mann, der nicht viel über einen Zentner wiegt: so sitzt eben in gepriesenen Vermächtnissen oder Geschenken oft nur der geschwollene Hochmuth und wenig oder gar keine Liebe. Hingegen so eine kleine Gefälligkeit, so eine Freundlichkeit gegen einen armen Menschen, wo man gar Nichts dabei will, als eben

gutherzig sein — ja sieh, lieber Leser, das ist Rosmarin und Tausendguldenkraut vor unserm Herrn. Was ist das oft eine Höflichkeit und ein Komplimentenmachen und Herumtappeln in lauter Rücksichten gegen Herrenleute, und eine Grobheit und Härte und offene Verachtung gegen Andere! — Kehr um, kehre um — ich will nicht sagen, du sollst gegen Herren auch grob und horstig sein, wohl aber sei gegen Arme lind und freundlich und gefällig, und im Nothfall nimm lieber Rücksicht auf den wahren Bruder Christi, der demüthig an der Thüre steht, als auf den schön gekleideten Herrn, der seinen adeligen Stammbaum bis auf den reichen Prasser zurückführt oder gar auf die Königin Jezabel, ruckbar aus dem alten Testament.

XVI. Noch eine kleinere Kleinigkeit.

Vincenz war einmal bei der Uebersahrt auf einem Segelschiff. Diese gehen aber manchmal so langsam als eine Gartenschnecke, wenn sie nach dem Regenwetter den Platz verändern will. Da meinte Vincenz, er könne ein Stück der überflüssigen Zeit auch dazu verwenden, daß er sein Hemd wäsche. — Da bemerkte ihm ein Reisender, das schicke sich nicht für ihn, es sei eine Schande, daß ein Mann, wie er, so eine niedrige Arbeit verrichte. Vincenz gab darauf zur Antwort, es gebe nur eine einzige Schande, das sei die Sünde; ein Hemd waschen sei aber keine Sünde.

Bei der Welt ist es gerade umgekehrt. Die Sünde ist keine Schande, aber Unschuldiges, selbst gottgefällige Werke sind eine Schande. Wir wollen dieß gerade an einem Geistlichen betrachten; wenn derselbe eine goldene Uhrenkette über die Lenden hängen hat und prächtige Möbel in seinen Zimmern, dafür aber die Kirche verwahrlost ist, und da und dort Spinnweben an den Wänden, und Staub an den abgestandenen Zierathen des Altars zu sehen ist: so ist das eine Schande, und er meint vielleicht, sein Luxus im Haus mache ihn vornehm. — Wenn ein Soldat sich schenirt, auch außer der österlichen Zeit die heiligen Sacramente zu empfangen, weil er sonst von den Kameraden bespöttelt oder ausgelacht werden könnte, so ist das Ausgelachtwerden von dummen Menschen keine Schande, wohl aber die elendige Furchtsamkeit. — Und wenn ein Mann, der in Unglück und

Armuth gerathen ist, anders nicht mehr sein Brod verdienen kann, als wenn er ganz geringe Arbeit verrichtet, so ist das keine Schande, wohl aber das Nichtsthun, Betteln und Schwindeln in vornehmen Häusern. — Meine Tischkameraden in Heidelberg, da ich noch Student war, hatten einmal, ich weiß nicht mehr warum, es hoch hergehen lassen und Champagner getrunken. Nur ein katholischer Rheinländer hatte nicht mitgehalten. Die Andern hielten es ihm noch den andern Tag vor, als sei das eine Schande. Er gab zur Antwort: „Mein Vater hat noch nie in seinem Leben Champagner getrunken; darum will ich sein Geld auch nicht dazu verschwenden.“ Da sieht es eben aus, als habe der Student gethan, was Ehre macht, und sei das Champagnertrinken unter Umständen eine schosle Ehre. — Vor meiner Wohnung steht ein Kreuzstr. Herrenmäßige ziehen weniger den Hut davor ab, als das nützlichere Volk der Bauern und Arbeiter — warum? Wohl Manche, weil sie Protestanten sind oder abgelöschte Katholiken; aber gewiß auch Manche, weil sie fürchten für fromm angesehen zu werden, was vor dem gebildeten Blödsinn für Schande gilt. — Die Welt ist in dieser Beziehung ein großes Iren- oder Narrenhaus, wo gewöhnlich nur die Vorsteher und Abwärter noch richtige Besinnung und Verstand haben.

XVII. Wie Vincenz die Kranken angesehen und traktirt hat.

Vincenz hatte eine ganze Gesellschaft von Männern geistlichen und weltlichen Standes gebildet, welche seine Gesinnung hatten und seine christlichen Werke mitmachen wollten. Er hatte ein großes Haus mit ihnen wie ein Kloster eingerichtet. Hier zeigte er nun eine absonderliche Sorgfalt für die Kranken. Da durfte gar nichts unterlassen oder erspart werden, um den Kranken möglichst Erleichterung zu verschaffen. Er sagte oft, lieber müßten Kelche in der Sakristei verkauft werden, als daß einem Kranken etwas abgehe. Er besuchte sie fleißig, tröstete sie und fragte nach, ob sie gut versorgt werden, erzählte ihnen Etwas, um sie zu erbauen und zu erfreuen. Er sagte, der Kranke habe durch sein Leiden größere Verdienste, als wenn er gesund und thätig wäre. Ja, er sagte: der Kranke ist für unser Haus keine Last, sondern ein Segen.

Solche Kranke aber, welche nicht gefährlich krank waren und ohne Beschwerden die geistlichen Uebungen mitmachen konnten, ermahnte er natürlich, dieselben nicht zu unterlassen, damit die leibliche Krankheit nicht die Seele krank mache durch Lauheit und Weichlichkeit.

Ich bin schon manchmal zu Kranken gekommen, welche im Anfang ordentlich von ihren Angehörigen traktirt worden sind. Der Doktor ist geholt worden, der Rezeptzettel in die Apotheke getragen — alle Stund ein Löffel zum Schlucken vor den Mund gehalten, und dem Kranken ist flattirt worden: „Willst Ebbes? ist es noch nicht besser? es wird bald wieder bessern, ich hab es auch schon so gehabt.“ Nun das wäre gut.

Aber wenn die Geschichte in die Wochen hineinlauft, und der Doktor auch nicht aufhören will zu kommen, und es nicht vorwärts und nicht rückwärts gehen will mit dem Kranksein: da zieht oft langsam ein graues Gewölk im Haus über dem Kranken auf, gar trüb und naßkalt. Es ist der Mißmuth bei den Angehörigen, daß der Kranke so lang krank ist, daß er so viel kostet, daß er nichts verdient, und es wird gemurt gegen ihn und zuletzt gescholten, als wenn er aus purem Pläsir im Bett läge, wie Einer zum Pläsir auf den Tanzboden geht. Dieß liegt eben dem Kranken zentnerschwer auf dem Herzen, daß er so grob merken muß, wie lästig und unliebsam er den Seinigen sei. Er kann sich doch nicht gesund machen, und darf sich auch keinen Tod anthun, obschon ihm Gesundheit oder Tod lieber wäre, als das Kranksein.

Was ist da zu sagen? — Ich will dir es sagen: Wenn du einem angetrunkenen Buben, der allerlei Uebermuth und Unfug treibt und Fluch- und Schandreden ausstößt, eine kräftige Ohrfeige gibst, damit er leichter zur Besinnung kommt, — so laßt sich gerade nicht viel dagegen sagen. Aber eine himmelschreiende Schandthat und Unmenschlichkeit wäre es, wenn du dieselbe Ohrfeige einem armen Kranken gegeben hättest. Das wirst du gelten lassen. — Man kann aber auch unsichtbare Ohrfeigen geben, innerlich. Dieß thun alle Tage Die, welche dem Kranken ein bitteres Gesicht machen und unartige Reden geben. Sie legen ihm Glascherben unter das Leintuch. Wenn nun der Herr Die schon verdammt, welche Kranke nicht besucht haben — wie wird es erst Denen gehen,

welche den Kranken, den Anverwandten in der Krankheit malträtirt haben. Nimm dich zusammen, wenn du einen Kranken hast. Der Apostel Paulus schreibt: „Wenn aber Jemand keine Sorge hat für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger, als ein Ungläubiger.“

Kranksein und ein Krankes im Haus haben, ist eine ernstliche Sache. Da legt dir Gott, der Alles leitet, ein Probstück vor, woran du zeigen mußt, ob dein Christenthum von Gold und edlem Gestein ist, oder von dürrem Reisig und Stroh. Alle frommen Seufzer und Rosenkränze und Kirchengesänge sind pures Stroh, wenn du einen Kranken zu Haus hast und ungeduldig über ihn bist. Ja, Kranke pflegen und ihnen abwarten, ist ein heiliger Gottesdienst, wenn es mit Andacht geschieht. Wenn daher ein schwer Krankes, das man nicht allein lassen darf, im Haus liegt und feiertäglicher Gottesdienst ist, wo der Segen gegeben wird, und wenn du Eines oder das Andere versäumen mußt: so sage ich dir, bleibe bei dem Kranken und bete ihm das Messgebet vor und thue ihm, was Noth thut — das ist Pflicht, und in diesem Falle hört das Gebot, jeden Sonn- und Feiertag die heilige Messe anzuhören, auf, ein Gebot für dich zu sein, weil ein höheres Gebot eintritt, den Heiland im Kranken zu versorgen. — Hast du Jemand krank im Haus und er will Monate, vielleicht Jahre lang nicht sterben und nicht gesund werden, so sieh dich als einen sichern Preis an, um dir den Himmel zu kaufen. Du hast gleichsam Christus in der Kammer liegen; er hat ausdrücklich gesagt, er nehme es genau so an, als habe man es ihm gethan. Da wird in manchem katholischen Haus an Weihnachten ein Kripplein gemacht und alle Abend die Kerzlein angezündet, und Groß und Klein knien nieder und beten mit einander, indem das Bildniß vom Jesuskind sie erinnert an die gnadenreiche Geburt des Heilandes. Das ist die recht katholische Andacht für die Weihnachtszeit; nicht aber ein sogenannter Christbaum, an welchem lauter Sachen hängen für die Fleischeslust, die Augenlust und die Hoffart des Lebens. Aber etwas Vornehmeres als Christbaum und Weihnachtskrippe, das ist der arme Mensch auf dem Krankenlager; hier magst du im treuen Glauben auf sein Wort dem Heiland die Mühe geduldiger Abwartung opfern. Je elender und unappetitlicher er aussieht, desto mehr gilt das

Kat. f. 3. u. Ew. 1875.

Wort Christi: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan.“

Uebrigens brauchst du nicht zu warten, bis in deinem Hause eine leibeigene Person nicht mehr auf den Füßen stehen kann, sondern schau selber nach Kranken, besonders wenn sie auch arm sind. Sitz zu ihnen, tröste sie, weise sie auf den leidenden Heiland, lies ihnen Etwas vor, ermahne sie, die heiligen Sacramente zu empfangen, und hilf ihnen, sich gut darauf vorzubereiten. — Sodann aber kümmere dich auch um den armseligen Leib des Kranken, ob du dem nicht ein wenig Linderung verschaffen kannst durch eine zuträgliche Speise, durch ein Bettstück, durch einen Korb voll Holz, wenn es daran fehlt, durch Heben, Lutschen und das Kopfkissen wieder zurecht legen, und gütliches, tröstliches Reden. Und wenn du fort gehst, so sag: ich will bald wieder kommen und will für dich beten, behüt dich Gott!

XVIII. Wie es Vincenz bei verdrießlichen Geschichten gehalten hat.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann in so vielen Angelegenheiten sich nicht umthun und hantiren konnte, ohne daß er da und dort angestoßen hätte; denn viele Menschen, selbst fromme, sind oft so empfindlich, wie wenn ihnen die Haut abgezogen wäre, gleich dem Apostel Bartholomäus. Andererseits, je mehr ein Mann bekannt wird, daß er gutherzig ist und gern um Andere sich kümmert, desto mehr hat er Zulauf. Da aber Einer nicht Allen helfen und ihr Begehren erfüllen kann, konnte es eben der arme Vincenz auch nicht. Viele nahmen es dann gerade wie eine Beleidigung auf, wenn er ihre Bitte ablehnen mußte; sie klagten und schimpften über ihn und redeten ihm Uebles nach. Vincenz dankte in seiner Demuth Gott für die Unehre, und grüßte solche Leute ganz ehrerbietig, wenn sie ihm begegneten. Wenn es aber gar zu arg gemacht wurde, dann betete Vincenz für die Feinde dasselbe Gebet, welches der Herr am Kreuz für die Feinde gebetet hatte: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Er selbst ließ in seinem Herzen nie einen Funken von Gehässigkeit aufkommen; aber er suchte auch die Bitterkeit in fremden Herzen wegzuschaffen. Ein Herr hatte bisher viele Zuneigung gegen Vincenz gezeigt; auf einmal zeigte

er sich ganz kalt und fremd, so daß Vincenz merken mußte, dieser Mann hat etwas gegen mich. Da ergriff Vincenz den besten und kürzesten Weg, um die Sache zum Frieden zu bringen. Er ging einfach zu dem Herrn und redete ihn bescheiden und freundlich mit den Worten an: „Sie sind unzufrieden mit mir; ich weiß nicht, womit ich dieß verschuldet habe; darum bitte ich Sie, mir es zu sagen, damit ich meinen Fehler gut machen kann.“ Der Herr sagte ihm, was ihm bezüglich seines Benehmens mißfallen habe. Vincenz zeigte ihm nun auf so liebevolle Art, daß er im Irrthum in jener Angelegenheit sei, daß der trübe kalte Nebel im Kopf jenes Herrn sich zertheilte, wie wenn die warme Sonne am Mittag durchdringt. Von dieser Zeit an hatte er noch eine viel größere Vorliebe für Vincenz als früher.

Ein andermal kleidete sich Vincenz eben in der Kapelle an, um die heilige Messe zu lesen. Da fiel ihm ein, daß ein Ordensgeistlicher in Paris Abneigung gegen ihn gezeigt hatte. Wahrscheinlich fiel ihm nun der Ausspruch des Heilandes ein: „Wenn du dein Opfer schon auf dem Altar liegen hast und du erinnerst dich, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß das Opfer liegen und verfühne dich vorerst mit deinem Bruder, dann komme und bringe dein Opfer dar.“ So machte es Vincenz ganz genau; er legte das Messgewand ab, suchte den Mönch auf, bat ihn um Verzeihung, wenn er ihn ohne sein Wissen und Willen beleidigt haben sollte. Dann erst lehrte er zurück, um die heilige Messe zu lesen.

Ein andermal äußerte sich der Vorsteher einer angesehenen geistlichen Bruderschaft sehr mißfällig über Vincenz, welchem es dann auch zu Ohren kam. Als bald ging Vincenz zu ihm, fiel vor ihm auf die Kniee und bat ihn um Verzeihung, wenn er ihn sollte beleidigt haben. Allein der Geistliche ließ sich nicht verfühulich stimmen, sondern äußerte sich ganz verächtlich und erbittert gegen Vincenz, so daß dieser nichts thun konnte, als sich wieder zu entfernen. Doch war Vincenz nicht betrübt darüber, sondern der Aehnlichkeit Christi wegen erfreut, daß er Schmach und Verachtung erdulden mußte. Nach einiger Zeit sollte für die Kapelle, wo Vincenz den Gottesdienst hielt, wahrscheinlich wegen einer Festlichkeit, einiger Kirchenschmuck entlehnt werden. Vincenz sandte nun gerade zu jenem Superior, der ihm so unartig begegnet war, und ließ ihn bitten, die Zier-

rathen zu leihen. Der Superior war ganz erstaunt, daß derselbe Mann, den er so abstoßend behandelt hatte, ein solch' unbefangenes Vertrauen zeigte und ihn um eine Gefälligkeit ansprach. Er sagte: „Ist das die Rache, welche Vincenz nimmt für die Beleidigung, welche ich ihm zugefügt habe? Es ist doch etwas Gütliches an diesem Manne; jetzt erkenne ich, daß ihn der Geist Gottes leitet.“ — Er schickte nicht nur mit Freuden das Verlangte, sondern eilte ganz gerührt zu Vincenz, der natürlich auch eine große Freude hatte.

Vincenz hatte so großes Vertrauen bei der Königin, welche damals für ihren minderjährigen Sohn die Regierung führte, daß sie öfters seinen Rath beehrte. Damals lag aber viel Elend auf dem Land und die Abgaben waren sehr groß, weil so viele innerliche Kriege Frankreich verwüstet hatten. Da sah ihn Jemand, der ihn kannte, auf der Straße und schalt ihn in's Gesicht, er sei Schuld durch seine schlechten Rathschläge an den vielen Trübsalen des Landes. Da Vincenz in den eigenen Augen stets schlechter war, als in den Augen seiner Gegner: so that er gerade das Gegentheil von dem, was ein gewöhnlicher Mensch gethan hätte. Statt auch zu schelten oder mit Verachtung seines Weges weiter zu gehen, oder doch nachzuweisen, daß jene Vorwürfe gegen ihn ungerecht seien, warf er sich auf die Kniee und bekannte, er sei allerdings ein großer Sünder und bitte um Verzeihung, daß er ihm Veranlassung zu solchen Beschuldigungen gegeben habe. Der Mann, welcher vorerst geschimpft hatte, wurde ganz beschämt, als er sah, wie der ehrwürdige Priester sich so verdemüthigte. Voll Reue ging er den andern Tag zu Vincenz und bat ihn um Verzeihung. Dieser nahm ihn wie einen guten Freund auf und beredete ihn, in dem geistlichen Haus einige Tage zu bleiben, um sich zu einer guten Generalbeicht vorzubereiten, und hat vielleicht auf diese Art noch seine Seele gerettet.

Ein Armer fragte den Vincenz einmal, ob er wissen wolle, was man von ihm spreche. Vincenz sagte: „Ja, das ist mir schon recht.“ Jener sagte: „Man schimpft über Sie in der ganzen Stadt, Sie seien Schuld, daß die Armen im großen Spital eingesperrt sind.“ (Wahrscheinlich wurde strengere Ordnung eingeführt.) — Vincenz antwortete ruhig und einfach: „Gut, mein Freund; ich will sogleich für sie jetzt beten.“

Sich freiwillig in unkeuschen Gedanken und Begierden aufhalten ist eine Todsünde, so gewiß, als eine glühende Kohle, welche auf das Kleid fällt und nicht schnell abgeschüttelt wird, einen Brandfleck oder ein Loch hinein brennt. So ist es auch mit dem Haß; wenn er auch nur inwendig fortglimmt, so zerfrißt er wie Scheidwasser das Gnadenleben der Seele. Lege eine glühende Kohle an den Stängel einer Pflanze — ganz bald ist alles Leben der Pflanze zerstört; und wenn du auch nachher die Kohle wegschaffest: es ist zu spät! Die Pflanze wird nicht mehr zu recht kommen; ihr Leben ist getödtet. So ist es mit dem Leben der Seele; der schöne Friede mit Gott, die selige Verbindung, Gott zu lieben und von Gott geliebt zu werden, von Gottes Athem innerlich angehaucht werden, hört bald auf, wie die Helle, wenn das Licht ausgelöscht wird: sobald du dich dem Haß überlassest.

Am größten aber ist die Gefahr und die Versuchung, durch Haß seine Seele und alle gute Werke zu ruiniren, wenn man schwer beleidigt wird oder einem Unrecht geschieht. Es gibt freilich Geschichten, welche entsetzlich tief einschneiden, und die Wunde spritzt heißes Blut gegen das Eisen. So verdingt sich z. B. die Tochter einer armen Familie in die Stadt, um mehr zu verdienen; sie unterstützt mit ihrem Verdienst ihre Eltern, zumal da noch kleine Kinder da sind. Sie wird von einem gewissenlosen Stadtschnauzer verliebt gemacht, mit Heirathsversprechungen bethört und zuletzt verführt — dann laßt er sie sitzen und macht sich zur Abwechslung an eine Andere. Wenn nun das junge Weibsbild heim kommt zu Zweit und mit dem schweren Gepäck der Sünde und Schande — da tocht es eben entsetzlich in der Brust des Vaters, und wenn er kein guter Christ ist, so wird er den Verführer grimmig verfluchen und verwünschen zu allen Teufeln. Wie hingegen der wahre Christ sich verhalten soll, das hat uns Christus vorgemacht; Stephanus und auch Vincenz und zahllose, eigentlich alle Heilige haben es nachgemacht. Ich will dem andächtigen Leser noch ein Beispiel aus der Legende vorführen.

Gerade heute (12. Juli), da ich dieß schreibe, ist das Fest des hl. Gualbert. Als dieser noch ein ganz weltliches Leben führte, wurde sein Bruder ermordet und zwar von einem Verwandten. Damals war viele Unordnung in Italien und solche Dinge konnten geschehen, ohne daß sich die küm-

merliche Obrigkeit darum kümmerte. Gualbert hatte dem Mörder den Tod geschworen, sobald er ihm in die Hände falle. — Da geschah es an einem Charfreitag, daß der Ritter Gualbert in einem Hohlweg mit seiner bewaffneten Dienerschaft gerade auf den Mörder traf. Dieser hielt sich für verloren; er sprang vom Pferd, legte sich auf den Boden, das Gesicht aufwärts und kreuzte die Arme über der Brust in Erwartung des gewaltigen Todes, vielleicht auch im Andenken und in innerlichem Flehen zum Charfreitag. Gualbert sah den Menschen daliegen — das Zeichen des Kreuzes erinnerte ihn an den, der am Kreuz noch für seine Feinde gebetet hatte. Und seinetwegen schenkte er dem Mörder seines Bruders das Leben. Gott hat das millionenfach vergolten, wie es Gottes Art ist. Nämlich er hat ihm die ewigkeitsgroße Gnade geschenkt, daß er aus einem Weltmann ein großer Heiliger wurde.

Freilich wirst du, Leser, es nicht darauf absehen, ein großer Heiliger zu werden — aber auf etwas mußt du es absehen, wenn du nicht des Teufels werden willst, nämlich daß du die grundfesten Gebote Gottes befolgest. Du kannst in Zorn aufbrechen, wie ein Strohsfeuer: das ist gefehlt, aber bringt dich noch nicht auf jeden Fall in die Hölle, wenn sonst nichts vorliegt. Hingegen wenn du Haß, eigentlichen Haß im Herzen einrostest; — so lang das nicht anders wird, bist du in Zwietracht mit Gott, und wenn du so stirbst, so gehst du verloren. Alles, was du vorbringen magst, weßhalb du einen Haß hast, heißt nichts gegen die Beleidigungen und das Unrecht, was die Welt alle Tag gegen Gott verübt und du selber in deinem Leben schon gegen Gott verübt hast. Er aber, der große, allmächtige Gott, verzeiht gern und thut sündlich denen Gutes, die ihn beleidigen — und du willst nicht verzeihen, wenn deine kleine Majestät nicht respektirt worden ist? — Denk an dein tägliches Gebet: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben.“ Nimm dich in Acht, daß dir dieß Gebet nicht zum Fluch werde, denn der Herr sagt: „Nach euern Worten werdet ihr gerichtet werden.“

Alle guten Katholiken in Deutschland, Rußland und in der Schweiz haben gegenwärtig bittere Kränkungen zu dulden, indem die katholische Kirche, ihre Ordnung und ihre Diener schwer bedrängt werden. In einem Theil der Schweiz gestattet die protestantische Regierung nicht ein-

mal mehr, daß die Katholiken von einem rechtmäßigen Priester Gottesdienst haben oder die heiligen Sakramente empfangen; selbst wenn einem Sterbenden die Sterbsakramente von einem katholischen Priester gebracht werden, wird dieser von der Polizei verfolgt, wie ein Dieb oder Mörder, und in Kerker geworfen. Im Preussischen sitzen mehr als hundert Priester im Gefängniß, die ihren Eid nicht brechen können, den sie bei der Priesterweihe dem Bischof geschworen haben. Da kürzlich ein unsinniger Mensch gegen den Bismarck geschossen hat und dessen Hand von dem Papierschuß ein wenig gestreift wurde, wurde alsbald geschrien, die Katholiken haben das angestiftet und gehen auf Meuchelmord aus. — Die besten nützlichsten Ordensleute, die für das Seelenheil der Katholiken unermüdlich thätig waren, sind vertrieben worden, wie nicht einmal Verbrecher vertrieben werden.

Nun, jeder gute Katholik wird solche Bedrängnisse seiner Kirche fühlen, wie wenn sie ihm selber zugefügt würden, weil die Kirche sein geistiges Vaterland ist. Es wandelt einen deshalb leicht Zorn und Haß und böser Wunsch an, wenn man wieder von neuen Hezereien hört und an die alten denkt. — Dennoch muß auch hier die Versuchung unterdrückt werden, du darfst nicht wünschen, daß die Anstifter, Gesetzmacher, Hezer und Verläumber der Kirche zu Grunde gehen. Auch diesen gegenüber gilt das Gebot: „Liebet eure Feinde und betet für euere Verfolger.“ — Wenn du aber meinst, da werde das Beten nichts nützen, so kannst du das nicht wissen. Einer der grimmigsten Verfolger der Kirche Christi war ein gewisser Saulus. Es heißt von diesem Saulus: „Er schnaubte Wuth und Mord gegen die Jünger Christi; er drang in die Häuser, riß Männer und Frauen heraus und brachte sie in den Kerker.“ Er hat auch mitgehalten, als der hl. Stephanus gesteinigt wurde. Nun aber hat Stephanus bei seiner Ermordung mit lauter Stimme gebetet: „Herr, rechne ihnen dieß nicht zur Sünde an!“ — Und dieses Gebet ist gerade dem Saulus zu gut gekommen. Denn durch die allmächtige Gnade Gottes ist er später bekehrt und der große eifrige Apostel Paulus geworden. — Warum soll es jetzt Gott nicht mehr möglich sein, auch heutigen Tages manche der verblendeten Feinde und Verläumber der Kirche zu bekehren, wenn wir für sie beten, namentlich wenn die für

sie beten, welche der Kirche wegen bedrückt werden?

XIX. Wie Vincenz die weltliche Obrigkeit angesehen hat.

Ein Bruder vom Lazarus-Haus, wo Vincenz Oberer war, hatte einmal in dem Feld, welches zum Haus gehörte, ein Nest voll Rebhühner-Eier gefunden. Er nahm sie und legte die Eier einer Henne unter, die gerade brütig war. Nachdem die netten Thierlein ausgebrütet waren und in einigen Wochen größer geworden, brachte er sie in einem Käfig dem Vincenz, in der Absicht, dem guten Superior eine unschuldige Freude und Unterhaltung zu verschaffen.

Vincenz sagte: Wir wollen einmal sehen, ob die kleinen Rebhühnlein schon recht laufen können. Sodann ließ er sich von dem Bruder den Käfig auf das nächste Ackerfeld tragen. Hier öffnete er ihn, und die Hühnlein konnten sehr gut laufen, ohne es gelernt zu haben, und liefen richtig davon. Der Bruder wurde vertrießlich, daß all' seine Sorgfalt und Mühe umsonst gewesen. Da sagte Vincenz zu ihm: „Schau, mein Bruder, es ist eine königliche Verordnung, daß nicht nur das Wild, sondern auch die Eier der Herrschaft vorbehalten bleiben. Wir können aber dem Landesherren in zeitlichen Dingen nicht ungehorsam sein, ohne Gott zu mißfallen.“ Auch sonst ermahnte Vincenz seine Brüder, sie sollen wie die ersten Christen den Landesfürsten unterthänig sein, ihnen getreuen Gehorsam leisten, nicht gegen sie murren oder schelten, sondern sie ehren; denn das ist Ordnung und Wille Gottes. Nur da dürfen wir nicht gehorchen, wenn Etwas gegen den Willen Gottes ist.

Das müssen wir uns auch merken; nämlich das Christenthum schreibt bestimmt und fest vor, daß wir den Verordnungen der Obrigkeit nachkommen sollen. Wenn du also Zoll oder Accis oder Steuer nicht zahlst und weißt es dabei zu machen, daß du nicht angezeigt und gestraft wirst: so hast du Nichts gewonnen. Du hast gesündigt und hast bei Gott deine Strafe zu gut; denn Gott hat uns durch die christliche Offenbarung wissen lassen, daß wir der Obrigkeit gehorchen sollen. Die Menschen könnten gar nicht auskommen und existiren, wenn sie keine Regenten und Obrigkeit-

ten und Polizei hätten. Es könnte Niemand mehr ein Haus bauen oder auf dem Feld Etwas anpflanzen, denn er wär' keinen Tag sicher, daß Andere mit Gewalt es ihm nehmen und wenn er sich wehren will, noch dazu todtzuschlagen. Man hat das vor einigen Jahren in Paris gesehen, da auf einige Zeit das Gefindel die Oberhand hatte. Mord, Brand und Plünderung an allen Ecken; kein ordentlicher Mensch war des Lebens sicher.

Also das steht fest: Gott hat nach seiner Güte und Weisheit es angeordnet, daß wir weltliche Obrigkeit haben, damit die Menschen in Ordnung und Sicherheit beisammen leben können. Es ist also auch der ausdrückliche Wille Gottes, daß wir der Obrigkeit gehorsam seien. —

Aber jetzt kommt ein dickes **Aber**. Wie kommt es denn, daß die Bischöfe und Priester im preussischen Reich der Obrigkeit nicht folgen? Warum halten die das Gebot des Evangeliums nicht, daß man der Obrigkeit unterthan sein soll? Das will ich jetzt erklären. Die Obrigkeit ist von Gott nur gesetzt für weltliche Angelegenheiten. Für Sachen, welche die Seele, die Religion, den Gottesdienst, den Priesterstand angeht, ist die weltliche Regierung nicht von Gott bestellt, sondern eine geistliche Regierung, die von Christus eingesetzten Vorsteher der Kirche. Nun hat die preussische Regierung mit der Mehrheit der Protestanten und mit Feinden unserer Religion in Kirchensachen Gesetze gemacht, wodurch keinem Menschen Etwas genützt wird, wohl aber die katholische Kirche in Schaden gebracht wird. Sie haben Gesetze gemacht und brauchen Gewalt über katholische Priester und von Christus und der Kirche geordneten Gottesdienst. Darum sagen die Bischöfe und Priester: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen; in geistlichen Dingen seid ihr unsere Obrigkeit nicht, deshalb ist es gegen unser Gewissen, eure kirchenschädlichen Verordnungen anzunehmen.

Die ersten Christen waren musterhafte Unterthanen; sie haben für die heidnischen Kaiser gebetet, haben alle Abgaben bezahlt, sind für den Kaiser in den Krieg gegangen. Aber einmal wurde von den heidnischen Kaisern das Gesetz gemacht: „Wer sich weigert, den Bildsäulen der Götzen und der Kaiser Weihrauch zu streuen, dem wird sein Vermögen und sein Leben genommen.“ Das war im römi-

sehen Reich gerade so Gesetz, wie im preussischen die Gesetze gegen die Bischöfe und Geistlichen. Man wollte durch dieses Gesetz das Christenthum ausrotten. Was thaten nun die frommen Christen, die treuen Unterthanen? Sie sagten: „Wir müssen Gott mehr gehorchen, als den Menschen,“ — ganze Millionen ließen sich auf die grausamste Weise martern und morden. Den nämlichen Grundsatz haben nun die Bischöfe und Priester in Preußen: „In religiösen Dingen darf kein Christ einseitigen Befehlen der weltlichen Obrigkeit gehorchen,“ deswegen lassen sie sich einkertern, verbannen und, wenn es sein muß, auch tödten.

Wenn nun Vincenz, welcher die Rebhühnlein laufen ließ aus Respekt vor dem königlichen Jagdgesetz, heute noch leben würde, aber in Preußen oder im Bernergebiete, so würde er dort auch eingesperrt, weil er sich dem weltlichen Gesetze, welches die Kirche anpakt, nicht unterwerfen würde. Jedes Gesetz ist keineswegs einerlei mit dem Recht; Gott und das Recht stehen über allen Papiergesetzen von Bern und Berlin.

Katholische Bischöfe und Priester aber müssen besser wissen, was ihre Pflicht ist, als protestantische Minister, Freimaurer, unduldsame Protestanten und die Feinde der katholischen Kirche. Sonst gilt in der ganzen Welt der Grundsatz: Wer gegen sein Gewissen vorsätzlich etwas thut, begeht eine Sünde. Die preussischen Regierer wollen aber die Bischöfe und Priester zwingen zu thun, was diese nicht thun können; und weil diese edlen Männer gewissenhaft sind, so wird ihnen massenhaft ihr Vermögen und ihre persönliche Freiheit mit Gewalt genommen. Gott wird es ihnen einst reichlich vergelten, was sie für die Kirche gelitten haben, und es ist eine hohe Auszeichnung von Christus, daß sie für seine Kirche leiden dürfen. Ich bin darum überzeugt, daß vom Bischof bis zum Kaplan jedem in seinem Kerker innerlich wohlher ist, als manchem Herrn an der Tafel oder in der Badwanne zu Rissingen oder Gastein oder Baden-Baden.

XX. Wie es bei Vincenz inwendig ausgesehen hat.

Ein so schönes, wirksames Leben, wie es Vincenz geführt hat, muß aus einer Seele gekommen sein,

wie sie eben bei gewöhnlichen Menschen nicht zu finden ist. Es ist freilich jede Seele von Gott erschaffen, und jede Seele bekommt so viele Gnaden als nothwendig sind, um Gottes Gebote zu halten. Aber in manchen Menschen-Seelen ist ein größeres Maß von Gnaden und höhere Vergabung, wie es auch verschiedenen Rang bei Engeln gibt. Ich möchte mir nicht getrauen, jedem Heiligen nachzumachen, und möchte es auch nicht Jedem zumuthen. Aber wenn wir nicht besser sind, als wir sind, so liegt dieß meistens nicht daran, als hätten wir nicht genug Gnaden, sondern daran, daß wir selber zu träg und nachlässig sind, unsere Seele der Gnade zu öffnen, wie sich die Blumenthospe öffnet für das Einstrahlen der Sonne. — Wie hat es nun darin Vincenz gemacht?

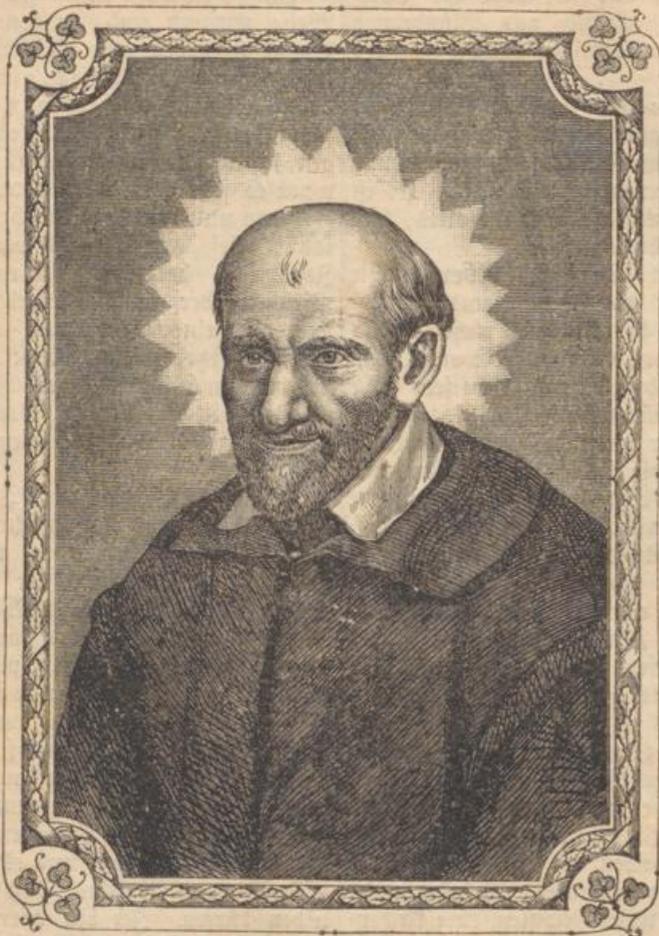
Es ist eine merkwürdige Kraft in unserer Seele, nämlich wir können überall und allzeit, wenn wir wollen, daran denken, daß Gott da ist und uns anschaut. Die Seele schaut dabei Gott gleichsam in's Gesicht und wird die Gegenwart Gottes inne. Je mehr aber der Mensch daran denkt, Gott ist gegenwärtig; er schaut mich unaufhörlich an, als wäre ich das einzige Menschenkind auf Erden: desto schöner wird die Seele selber, wie eine Berglandschaft ganz anders aus-

sieht im Schein der himmlischen Sonne, als wenn sie im Nebel daliegt.

Das war nun die Gewohnheit des Vincenz. Ich will jetzt nicht reden von seinen eigentlichen Gebetszeiten — sondern davon, wie er es unter Tag gemacht. Vincenz war so an den Um-

gang mit Gott gewöhnt, wie wenn er in der Kirche, zu Haus, auf dem Weg Gott lebendig vor sich sähe. Es gibt unter den Herrenleuten zuweilen Verlobungen, nach welchen der Bräutigam das Bildniß seiner Braut im Wohnzimmer dergestalt anbringt, daß er es alle Augenblicke sehen und sich an die Person erinnern kann. So machte es Vincenz mit etwas unendlich Schönerem und Besserm, mit Gott. Er hielt oft ein Kruzifix in der Hand und schaute es an, während ihm angenehme oder unangenehme Nachrichten mitgetheilt wurden. Wenn man Fragen in Geschäftsangelegenheiten an ihn stellte, so gab er

gewöhnlich nicht sogleich Antwort, sondern erhob vorerst sein Gemüth zu Gott, um gleichsam anzufragen, was Gott in diesem Fall beliebe. — Bei Gott sein war das Element seiner Seele, wie dem Fisch das Wasser und dem Vogel die freie Luft sein Element ist. Wenn er durch Paris ging, hielt er in der Kapelle seines Herzens Gottes-



Der hl. Vincenz von Paul, genau nach dem ältesten Kupferstich aus seinem Todesjahr.

dienst und kümmerte sich nicht, was rechts und links um ihn vorging. Um sich ungestört mit Gott unterhalten zu können, schloß er die Augen oder machte die Vorhänge zu, wenn er im Wagen eine Reise machte. Wenn er die Uhr schlagen hörte, entblökte er das Haupt, erhob sein Gemüth zu Gott und machte das Zeichen des Kreuzes; er führte diese Gewohnheit auch bei seinen geistlichen Schülern ein. Um überhaupt die Leute recht achtsam zu machen auf die Gegenwart Gottes, so ließ er im Haus an verschiedenen Orten mit großen Buchstaben die Worte anschreiben: „Gott sieht dich.“ Er sagte auch einmal, wenn sich ein Christ recht angewöhne, täglich viel an die Gegenwart Gottes zu denken, so werde er heiligmähig werden.

Wenn in Freiburg am Mittwoch und am Samstag das Zusammengefegte und Auskehricht auf die Straße geschafft wird, da sieht man oft einen hungrigen Hund, welcher darin herum schnobert, ob nicht ein Knochen oder sonst etwas Eßbares aufzustöbern sei. Ein solcher armer Hund dauert einem, daß er unter dem Unrath noch Nahrung sucht. So macht es gerade der Weltmensch; er schnobert im irdischen Staub umher, ob nicht da oder dort ein wenig Pläsir, ein abgenagter Knochen aufzutreiben sei, und erkennt so wenig, wie der Pudel, wie unsauber das ist, wo er sich zu sättigen sucht. — Gerade umgekehrt hat es Vincenz gemacht. Er hat das Irdische nur insofern beachtet, als er irgend eine Abspiegelung Gottes darin gefunden hat. Der Weltmensch sieht z. B. den guten Stand der Saaten, den reichen Ertrag der Fruchtbäume mit Wohlgefallen. Er denkt, wenn er selbst Grundstücke hat, an die gute Ernte und den Erlös; und wenn er keine hat, an die Wohlfeilheit, welche ein fruchtbares Jahr bringen wird. — Hingegen Vincenz bezog dieß Alles auf den geistigen Ursprung dieser guten Gaben, auf Gott. Er betrachtete darin die maßlose Güte, womit Gott die Menschen zur nämlichen Zeit segnet, da sie ihn beleidigen und (mit wenigen Ausnahmen) vergessen. — Wenn der Weltmensch Blumen, schöne Gesichter und Bilder sieht, oder liebliche Musik hört, so hat er eben sein Vergnügen daran, und seine Gesinnung ist: Das Leben ist eben doch pläsirlich, wenn es nur immer so bliebe — weiter hinauf sinnt der Weltmensch nicht. Hingegen Vincenz war gewohnt, weiter hinaufzuschauen. Die Schönheit

der irdischen Natur, die lieblichen Blumen und Blüthen, Bach und Bächlein, Wald und Vogelgefang, der blaue Himmel, die Majestät des Sternenhceeres, all' das sah er an als kleine Funken aus dem großen, ewigen Meer aller Schönheit, aus Gott.

Vincenz erzählt, daß er in einem Schloß ein Zimmer betreten habe, welches so mit lauter Spiegeln ausgelegt und tapeziert gewesen, daß jede Fliege nach allen Seiten hin abgspiegelt war. Er habe gedacht: wenn selbst Menschen eine solche Einrichtung machen können, um wie viel mehr muß Alles in dem großen Spiegel der Gottheit sichtbar sein. Deshalb sollen wir den lebendigen ewigen Spiegel nicht vergessen, in welchem all' unser Thun und Lassen unvergeßlich sich abspiegelt, Gutes und Böses. Es ist das Aug Gottes.

Nun wollen wir die Sache auch ein wenig nach unserer Art betrachten. In den vornehmen Häusern sieht man große Spiegel. Die Herren sehen gern ihre eigenen Schnauzer und Bärte, was sie ihnen für ein stolzes, heroisches Aussehen geben, als hätten sie Paris erobert und 27 Schlachten gewonnen. Und gar über das Weibervolk hat ein Spiegel große Gewalt; er zieht die Weiberaugen an sich, wie ein Stück Eisen die Magnetenadel gegen sich dreht. In der Regel kommt jeder Person ihr Gesicht viel schöner vor, als Andere finden können; und dann könnten sie ja ohne Spiegel ihren Kleiderputz nicht sehen. Diese Personen, welche mit so großem Wohlgefallen in den Spiegel sehen, sollten doch daran denken, daß das Ding Alles verwelkt, was ihnen so wohl gefällt: die Haare werden grau oder fallen aus, die Haut kriegt große und kleine Falten; wenn die Zähne ausfallen, kriegt auch der Mund ein unschönes Aussehen; wenn aber ein derartiges weibliches Wesen jung stirbt, so wird ihr Leib noch abscheulicher im Grab, als ein todttes Thier *). — Nun aber ist am Menschen etwas, das auch schön oder abscheulich werden kann, nämlich die Seele. Diese hat eine eigenthümliche Natur; wie sie zuletzt ist und ausfährt,

*) Das ordinäre Herrenvolf kommt ganz aus dem Häusle, wenn man eine solche feste Wahrheit sagt. Wahrscheinlich sind Viele deshalb ganz hitzig darauf veressen, man solle die Leichen verbrennen, nicht mehr begraben — damit Aug und Nase nicht lange belästigt wird vom Leichnam.

so bleibt sie. So lang der Hafner oder Ziegelbrenner den Lett noch feucht und weich in Händen hat, so mag er ihn so formen, und wenn es ihm nicht gefällt, wieder anders formen. Aber wenn einmal das Geschirr in den Ofen kommt und gebrannt ist, da laßt sich Nichts mehr machen. So ist auch deine Seele, das ewig Lebendige in dir, noch biegsam und nimmt verschiedene Form und Abänderung an, so lange du noch am Leben bist. Sobald aber der Tod den Kaiserschnitt macht, so daß deine Seele aus dem Leib heraus muß an das schreckliche Tageslicht des Gerichtes, so wird sie für alle Ewigkeit signalisirt, sie kriegt den Stempel, das Zeichen für den Himmel, oder für die Hölle.

Darum gibt es kein wichtigeres Geschäft, als für die Seele sorgen, sie rein erhalten oder wieder rein herstellen. Wie sich nun ein hoffärtiges Weibsbild vor den Spiegel stellt, gar, wenn sie auf den Ball sich putzen will: so stell du dich auch recht oft vor den Spiegel, um deine Seele schön herzustellen, damit du einst in den Sternensaal, wo Alles durchsichtig ist, eingehen kannst. Vor Allem muß du die Seele waschen von ihrer Unreinigkeit und kämmen, um das Ungeziefer wegzubringen, und dann ihr schöne Kleider anthun. Der Spiegel ist der Beichtspiegel; die Sünden und üblen Gewohnheiten gehen nicht von selbst weg, wenn du sie nicht siehst und nichts dagegen thust. Die schönen Kleider sind vor Allem das Kleid, was am nothwendigsten ist und dem Leib am nächsten liegt, ein weißes Hemd, eine wahre Reinigkeit der Seele, die gar nicht denken mag an etwas Unkeusches. — Ein anderes Kleid ist der Alltagsrock rechtschaffener, fleißiger Arbeit, wie es der Beruf mit sich bringt. — Ein weiteres Kleid ist der Ueberwurf oder der Mantel der Demuth. — Dann kommen die goldenen Ringe und Halsketten der Werke der Barmherzigkeit. — Dann kommt der Gürtel der Mäßigkeit und Selbstbeherrschung. — Dann kommt die Perlenschnur der Geduld bei Beleidigung, Unrecht, Mühseligkeit, Versuchung zur Wunderlichkeit in trübseligen Stunden, in Nächten voll Schmerz und Hitze und Engbrüstigkeit und Schlaflosigkeit; es hängt ein werthvolles Kreuz daran. — Und dann kommt noch der goldige Kranz der Religiosität, des stetigen Aufblicks zu Gott bei allem Thun und Lassen und allen Leiden.

Wenn dein Leichnam einst gewaschen und schön gekleidet und mit Kränzen geziert und mit Blu-

men bedeckt, und die Hände zusammengelegt mit Rosenkranz umwunden und mit Kreuzifix auf dem Paradebett liegt, und Kerzenlicht ringsum brennt und das Begräbniß vornehm gehalten, und später mit einem steinernen Block, mit einem Monument das Grab belastet wird: das wird deiner armen Seele nichts nützen, sondern sie noch bedrücken, wenn es ihr jenseits nicht gut geht. Ueppig leben und herrenmäßig beerdigt werden, gibt wahrhaftig keine gute Aussicht.

Hingegen wenn du die Seele ordentlich hergerichtet hast, daß sie bei dem Gericht, das wie ein Blitzstrahl augenblicklich trifft oder verschont, gut durchkommt: daran ist Alles gelegen, rette deine Seele!

XXI. Wie sich die Seele des Vincenz gebärdet hat, wenn sie oder der Leib gepeinigt wurde.

Der tiefsinnige Tertullian, welcher in den ersten Zeiten des Christenthums gelebt hat, sagt, die Geduld sei der Inbegriff aller Tugenden. Auf einer Reise mußte Vincenz in einem elenden Dorfwirthshaus übernachten. Er war sehr müde und bald schlafen gegangen. Da kam Abends spät noch — es war Sonntag — eine ganze Schaar Bauern zu banketiren. Sie führten die ganze Nacht einen entsetzlichen Lärmen und Gejohl. Da die Wirthsstube gerade neben der Schlafkammer des Vincenz war und diese kein Schloß hatte, kamen selbst solche angetrunkene Bauern hinein und führten auch da ihr wüthes Geschrei. Vincenz beklagte sich nicht im Geringsten, sondern zeigte sich den andern Tag gegen den Wirth so zufrieden und erkenntlich, wie wenn er die allerbeste Bewirthung und Bedienung gefunden hätte, und schenkte den Leuten noch schöne geweihte Sachen.

Wenn Vincenz selbst in's Gesicht geschimpft wurde, veränderte er keine Miene des Gesichtes; nie hörte man, daß er aus Aufregung lauter als sonst redete; jede Art von Beleidigung ertrug er in Demuth und großem Frieden. Bei dem bedeutenden Verlust, welchen seine Gesellschaft bisweilen an zeitlichen Gütern zu tragen hatte, oder wenn ihm ein werthes Mitglied starb, da dankte er Gott und sagte: „Ich habe den Frieden im Herzen in Anbetracht, daß es Gottes Wille so ist.“

Eine besonders starke Probe von Geduld bestand Vincenz in seinen Krankheiten. Ob schon er 85 Jahr alt wurde und unermüdblich regsam war, so war er selten ganz gesund. Gliederschmerzen, Fieber, Geschwulsten, Beschwerden an den Beinen plagten die meiste Zeit des Lebens den heiligen Mann. 40 Jahr lang wurde er von Lehrern so geplagt, daß er nur mit großer Mühe und Schmerzen gehen und stehen konnte; zuweilen mußte er ganz auf seinem Strohlager liegen bleiben. Er trug Alles nicht nur mit voller Ergebung in den Willen Gottes, sondern suchte seine Leiden auch so gut es ihm möglich war zu verbergen, um Andere nicht zu betrüben. In den letzten Jahren nahmen die heftigen Schmerzen an den Knien und Füßen immer mehr zu. Es floß nämlich so stark ein scharfer Salzfluß daraus, daß nicht nur seine Strümpfe ganz naß von dem ätzenden Saft wurden, sondern selbst der Fußboden. Endlich konnte er nur noch mit Krücken gehen, und zuletzt konnte er auch dieses nicht mehr, sondern mußte sich auf einem Tragstuhl in die Kapelle tragen lassen, um die heilige Messe zu hören. Aber da hörte man nicht die leiseste Klage von ihm, sondern er behielt alle Heiterkeit und Freundlichkeit und machte alle Anordnungen, während er monatelang nur in einem Stuhl sitzen konnte. Da einmal gerade seine geschwollenen eiternden Füße verbunden wurden, sagte ein anwesender Priester voll Mitleiden: Ach, was haben Sie für verdrießliche Leiden! — Da gab Vincenz zur Antwort: „Wie? Nennen Sie das Werk Gottes und seine Anordnung, daß er einen armseligen Sünder leiden laßt, verdrießlich? Gott verzeihe Ihnen dieses Wort, das ist nicht die Sprache Christi. Gehören wir denn nicht vielmehr Gott an, als uns selbst?“

Er zeigte sich gegen Alle, welche zu ihm kamen, so freundlich, sanftmüthig und leutselig, wie wenn er ganz gesund und wohl wäre. Er hatte es nicht einmal gern, wenn man ihn fragte über seine Leiden und Bedauerniß ausdrückte. Er sprach davon wie von einer unbedeutenden Sache, jedenfalls sei das gar nichts gegen das Leiden Christi, und er habe durch seine Sünden viel Schwereres verdient. Dann zeigte er gewöhnlich sich so theilnehmend für jede Widerwärtigkeit des Anwesenden, daß ihm diese viel schwerer zu fallen schienen, als seine eigenen Schmerzen.

Bei einem Eisenhammer oder einer Schmelzhütte speit das ungeheure Kohlenfeuer unaufhörliche Feuerfunken aus dem Kamin — sie steigen in die Höhe, machen einen Bogen und fallen herab auf die Erde. Fallen sie auf Holz oder Stroh, so kann es einen Brand absetzen, und wo sie auch nicht zünden, so machen sie doch Brandflecken und brennen ein Loch hinein. Hingegen, wenn ein Teich oder See neben daran ist, da fallen die Funken in's Wasser und sind augenblicklich abgelöscht, und wenn sie auch tausendfältig Tag und Nacht hineinfallen. So ist es mit den Leiden, welche unaufhörlich wie feurige Funken auf das Menschenvolk herabfallen. Ist es eine gemeine unchristliche Seele, welche von Leiden betroffen wird, dann entzündet sie sich, sie raucht von Ungebuld oder bricht in die Flammen des Zornes und selbst in Fluchen aus, und die Seele bekommt Brandflecken. Eine wahrhaft christliche Seele hingegen bleibt ruhig und kühl, wie ein See, wenn die Funken der Beleidigungen, der Ungerechtigkeit, der Verläumdung, der Bedrängniß, der Schmerzen auf sie fallen.

Nun, wie steht es bei dir, mein Leser? Wenn du gar nie zu leiden hast, so ist das nicht in der rechten Ordnung; du sindest immer weiter abwärts weg von Gott. Der hl. Ambrosius kam auf der Reise in ein Haus; der Eigenthümer davon sagte im Verlaufe des Gespräches, er wisse gar nicht, was eine Trübsal sei. Diese Aeußerung kam dem heiligen Bischof so schreckhaft vor, daß er zu seinen Gefährten sagte: „Hier können wir uns nicht aufhalten, da muß der Zorn Gottes losbrechen.“ — Sie hatten sich nicht lange aus diesem Haus entfernt, als der Blitz hineinschlug und alle Bewohner darin tödtete. — Du mußt vor Allem denken: Will ich den Heiland suchen, so werde ich ihn finden in den Dornen. Du mußt beschwigen nicht fremd thun und klägliches Gesicht machen, wenn eine Widerwärtigkeit kommt, sondern mußt denken: Die Trübsale gehören zu einem Christenleben, wie das Salz zur Speise. Je mehr du Widerwärtigkeit geduldig und andächtig aushältest, desto mehr bekommst du Antheil am Leiden und Verdienst Christi.

XXII. Wie Vincenz mit dem Tod ganz gut zuweg gekommen ist.

Achtzehn Jahre vor seinem Tod schon legte sich Vincenz jede Nacht schlafen, als lege er sich

in den Sarg — d. h. er bereitete sich jeden Abend zum Tode vor. Er war gewöhnt, sich stets die letzte Stunde vorzustellen. Er ermahnte auch die Seinigen, sie sollen doch recht oft an den Tod denken und sich durch gute Werke vorbereiten; denn dieß sei das beste Mittel, gut zu sterben.

Seine 84 Jahre und die Leiden seiner langwierigen Krankheit zehrten die Reste der Lebenskräfte auf, wie das Licht in der Lampe allmählich das letzte Tröpflein Del auffängt, verzehrt und, wenn nichts mehr da ist, erlöscht. Seine letzten Lebensmonate waren ein langsame Sterben; dafür war sein Sterben das Aufleben zu einem schönern bessern Leben. Am 25. September schlummerte er auf seinem Stuhl ein, weil er keine Nachtruhe mehr hatte. Als ihn Jemand fragte, warum er gegen seine Gewohnheit am Tag geschlafen habe, gab er lächelnd zur Antwort: „Weil der Bruder den andern erwartet.“ Er meinte mit den Geschwistern den Schlaf und den Tod.

Am 26. (Sonntag) ließ er sich auf seinem Stuhl in die Kapelle tragen, um da, wie er täglich that, die heilige Messe zu hören und zu kommunizieren. Er wurde zurückgebracht in sein Krankenzimmer

und verfiel in große Schwachheit, so daß ihm die heilige Delung gegeben wurde. Als sein Segen von ihm verlangt wurde, gab er ihn, konnte aber nur die ersten Worte laut sprechen, die andern nur mit leiser Stimme. Die Nacht war für ihn

wunderbarer Weise sehr angenehm, er brachte sie zu in ruhiger, süßer Unterhaltung mit Gott. Wenn er zuweilen einschlummerte, wachte er alsbald auf, wenn Gott genannt wurde von denen, die bei ihm wachten. Besonders gern hatte er es, wenn die Umstehenden die Worte sprachen, die er in seinem langen Leben alle Tage beim Breviergebet so vielmal gesprochen hatte: „Deus in adjutorium meum intende“ (Gott, hab Acht auf meine Hülfe) — worauf er jedesmal bis zum letzten Athemzug antwortete: „Domine ad adjuvandum me festina“ (Herr, eile mir zu helfen). Was kann auch der hilflose Sterbende Besseres thun, als die barmherzige Allmacht und allmächtige Barmherzigkeit



Des Heiligen Tod.

Gottes zu Hülfe rufen?

Um halb 5 Uhr Morgens starb er ganz sanft ohne Anstrengung oder Zuckung. Auch nach dem Tode veränderten sich seine Gesichtszüge nicht im Geringsten, er blieb in seiner gewöhnlichen Lieb-

lichkeit und Heiterkeit und saß auf dem Stuhl, als sei er nur im leichten Schlaf. Er war nämlich seit Sonntag Früh bis Montag, da er starb, angekleidet auf seinem Stuhle sitzen geblieben. Er starb am 27. September 1660 im 85. Lebensjahr. Das war der heilige Vincenz von Paul.

Was ich von ihm erzählt habe, ist nur ein kleiner Theil von den christlichen Großthaten, welche er in seinem Leben geübt hat. Seine Werke leben jetzt noch auf Erden fort; so sind z. B. die barmherzigen Schwestern in allen Welttheilen von ihm gestiftet. Das Bild, was du von ihm S. 30 siehst, ist genau abgebildet von dem ältesten Kupferstich, der gemacht wurde im Jahr seines Todes. So hat der Heilige ausgesehen.

Ich weiß mir nichts Besseres zu denken, was man auf dieser Welt gewinnen kann, als einen guten Tod. Alles Andere ist Spiegelschere und Hobelspane dagegen. Hingegen durch einen guten Tod wird der Mensch aus einem armseligen Tagelöhner ein großer, großer Herr für alle Ewigkeit. So ist es bei Vincenz gegangen.

Viele tausend Menschen lesen diesen Kalender. Er ist ein Sprachrohr von Papier, das viel weiter merkbar ist, als eine Predigt in der größten Kirche der Welt, in der Peterskirche zu Rom, wo vierundfünfzigtausend Menschen Platz haben. Darum will ich zum Schluß dieses Kalenders noch etwas Wahrhaftes vom Abschluß des Lebens reden.

Da ich einmal einem reichen Herrn, der nie in die Kirche geht, vom Schicksal nach dem Tod redete und daß man vorsorgen müsse, sagte er zu mir — er lasse es eben an sich kommen. Das ist ungefähr, wie wenn ein Blinder mitten auf der Eisenbahn steht und der Bahnwärter ruft ihm zu: „Geh weg, der Zug kommt.“ Der Blinde bleibt aber stehen und sagt: „Ich sehe Nichts, ich lasse es an mich kommen.“ So gewiß der Tod an uns kommt, so gewiß wird eben auch das Gericht an uns kommen — und das Nichtglauben macht die Sache nicht anders, wie der Tod doch kommt, wenn Einer auch nicht daran glauben will.

Es kommt also der Tod und gleich damit die gewaltige Ewigkeit ganz gewiß — wie also machen, daß man gut fährt? — Aus den ersten Zeiten des Christenthums ist ein Spruch übrig geblieben; da sagt Gott: „In was ich euch finde,

darin werde ich euch richten“, das heißt, wie die Seele in dem Augenblicke ist, da sie abscheidet, so geht es ihr, gut oder schlecht; drüben gibt es keine Bekehrung, wenn die Seele unbekehrt hinübergegangen ist. — Wie aber machen, daß man in der jämmerlichen Todesstunde nicht abkommt, so daß selbst die heiligen Sacramente nicht ausreichen? Nun, darauf gibt ein einfältiges Sprüchwort klare Antwort: „Wie man lebt, so stirbt man.“ Ich kannte einen Mann, dessen Leben und Seele, todt für Religion, ganz in Habsucht aufgegangen war und der während seiner langen Krankheit alle Tage fest fluchte über seine Schmerzen. In der Nacht seines Todes hörte man Dreierlei von ihm: den Namen eines Menschen, dessen Rechnung für Dienstleistungen ihm zu groß vorkam, sodann sagte er, der Teufel stehe vor dem Bett, endlich fluchte er noch — so ist er gestorben, wie er gelebt hatte. — Ein Beamter war ganz berüchtigt wegen seines unzüchtigen Lebens; als es bei ihm zum Sterben kam und er schon in den letzten Zügen war, wollte er sich fortwährend auf unanständige Art entblößen, so daß er mit Gewalt zurückgehalten werden mußte. — Ein anderer Herr war in seinen letzten Jahren sehr fromm geworden; er las stets die Legende vom Tag, ging täglich in die heilige Messe — und betete gern und viel den Rosenkranz. Sein letztes Wort beim Sterben war: „Gegrüßet seist du, Maria.“ Derartige Geschichten gibt es zahllos viele, worin es immer wieder darauf hinauskommt: „Wie der Mensch lebt, so stirbt er.“

Was ist jetzt zu machen? — Der hl. Vincenz sagte selbst, er habe noch immer gesehen, daß solche Menschen einen leichten tröstlichen Tod haben, welche im Leben mit den Armen und Kranken sich gern abgegeben haben. So ist es auch eine Erfahrung, daß Christen, welche im Leben gewöhnt waren, sich viel mit dem Leiden und Sterben Christi abzugeben, selber ein gutes Sterben haben. Nun aber kommt so viel an auf die letzten Gedanken und Stimmung und Gesinnung, welche die Seele hat bei der telegraphisch kurzen Reise vom Leib zum Gericht Gottes. Was für Gedanken, Stimmung und Gesinnung muß ich mir daher angewöhnen im Leben, damit sie auch in der elendesten, bedrängtesten Stunde unauslöschlich bleibe, wie die Spitze am Blitzableiter fest steht und in Feuer vergoldet aufwärts schimmert, wenn ein wildes Gewitter tobt und Alles

in Finsterniß hüllt? — Was bildet eine solche im Feuer vergoldete Spitze in der Seele, wenn der gewaltige Tod über einen kommt, wenn es in den Ohren tost und die Augen dunkel werden?

Das sagt die heilige Schrift, nämlich: Glaube, Hoffnung und Liebe. Diese, im Feuer der Trübsal vergoldet, sind der rechte Blitzableiter in der Todesstunde gegen den Donnerschlag der Verdammung. Ob Glaube, Hoffnung und Liebe in deiner Seele ist zur Stunde, als deine Seele aus dem Kerker des Leibes herausgeführt wird, darauf kommt Alles an.

A. Der Glaube.

Es ist das Wort Dessen, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, das feste Wort Jesu Christi: Wer nicht glaubt, wird verdammt werden. Diese schreckliche Drohung gilt denen, welche von den Wahrheiten des Glaubens nichts wissen wollen, oder die einmal in der Jugend darin unterrichtet waren, dann aber den Glauben meggeworfen haben, wie ein betrunkenener Handwerksbursch sein Felleisen in den Graben wirft, um leichter zu laufen. — Was ist denn dieser Glaube, in dem wir leben und sterben müssen, um nicht verdammt zu werden? Um es kurz zu sagen, du hast den Glauben, wenn du überzeugt bist von Allem, was der Sohn Gottes gelehrt hat. Damit aber seine Lehre für die Menschen aller Zeiten bis an das End der Welt erhalten werde, hat der Sohn Gottes eine Kirche gestiftet, eine Grundsäule und Grundfeste der Wahrheit. Wer nun diesen Glaubenswahrheiten, welche Jesus Christus auf die Welt gebracht und welche von der Kirche gelehrt und in jedem Katechismus zu finden ist, widerspricht, der ist ungläubig und dem gilt die Drohung der ewigen Verdammung. Solche Leute nennen sich aufgeklärt; richtiger wäre es, wenn sie sich ausgeleert nennen würden, nämlich ausgeleert vom Glauben. Was sie aber Licht nennen, ist volle Finsterniß. Darum heißt es im Johannes-Evangelium: „Er kam in die Finsterniß, die Finsterniß hat ihn aber nicht angenommen.“ Stelle ein 10jähriges Schulkind, das in der katholischen Religionslehre ordentlich unterrichtet ist, neben einen aufgeklärten hochmüthigen Ehrenmann, einen Stadtrath aus Wien oder Berlin, und frage den Stadtrath: Woher kommt die Welt? Wozu ist der Mensch auf der Welt? Warum gibt es so viel Kreuz und Elend in der

Welt? Warum müssen alle Menschen sterben? Was kommt nach dem Tod? Darauf kann der aufgeklärte Stadtrath keine Antwort geben, es ist so viel Finsterniß in seinem Kopf, als in einer abgelöschten Laterne um Mitternacht; es ist bei ihm das ganze Jahr Neumond. — Das Christenkind aber weiß ganz klare Antwort darüber zu geben, weil es die geoffenbarten Wahrheiten kennt — und wird im Frieden leben und einen glücklichen Tod haben, wenn es diese Wahrheiten festhält und nach diesem Glauben lebt. Der Aufgeklärte will aber diese Wahrheiten nicht und glaubt sie nicht, weil viele ihm zu herb und zu schrecklich sind — z. B. wer ein Weib mit Begierlichkeit ansieht, hat im Herzen die Ehe gebrochen, das nichts-nützige Wort wird zur Rechenhaft gezogen, der letzte ungerechte Heller muß gebüßt werden — und ganz besonders sind ihm die Verheißungen zu schrecklich von dem ewigen Feuer in der Hölle, und daß der Mensch durch eine einzige Todsünde, wenn er sie nicht bereut in dieses Feuer kommen kann. — Darum möchte der Aufgeklärte dieses Licht des Glaubens bei sich und bei Andern auslöschen, um ruhiger in den Sünden fortleben zu können. — Allein das macht die Sache nicht anders.

Blausäure ist ein außerordentlich starkes Gift; es braucht kaum einen Fingerhut voll, um den allerstärksten Mann auf der Stelle zu tödten; dieß Gift sieht aber so rein und hell aus, wie frisches Brunnenwasser. Wenn nun ein Glas voll Blausäure auf dem Tisch steht und du sagst den Leuten in der Stube, das sei scharfes Gift; Einer sagt aber: „Was Gift! ich glaube es nicht,“ und nimmt das Glas und trinkt es auf einen Zug aus — wird es ihm nichts thun, weil er es nicht geglaubt hat? Dergleichen wird der Ungläubige nach dem Tod in die Verdammung stürzen, welche dem Unglauben verheißten ist.

Darum spiele ja Keiner mit dem Glauben, wie es in so manchen Orten jetzt geschieht. Danke Jeder für das große Glück, im wahren katholischen Glauben erzogen und unterrichtet worden zu sein. Es ist dieß eine unermeßlich große Gnade von Gott, die Eintrittskarte zur ewigen Seligkeit. Darum sagt der Apostel Paulus, wo er von seinem nahen Ende spricht: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, meinen Lauf vollendet, und den Glauben bewahrt. Im Uebrigen ist mir hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit.“ —

Bewahre auch du den Glauben, denn wir werden auch nach dem Glauben gerichtet, ob wir festgehalten haben am wahren katholischen Glauben, wie er uns durch Gottes gnädige Fügung von Jugend auf zu Theil geworden ist. Sei es in Gedanken, sei es beim Anhören ungläubiger Reden, sei es beim Lesen eines kirchenfeindlichen Blattes, daß die alte Schlange dir in die Seele säuselt oder zischt: Es ist Alles nichts — so sage im Innern deiner Seele einfach und fest: Ich will als katholischer Christ leben und sterben.

B. Die Hoffnung.

Ich habe einen alten Kaufmann gekannt, in dessen Kasse wenig Geld, und in dessen Kopf auch nicht viel Verstand war. Dieser setzte fortwährend in die Frankfurter Lotterie, indem er hoffte, das große Loos zu gewinnen. Damals gab es noch keine Eisenbahn; darum war es für ihn ein lieblicher Anblick und wie Tanzmusik, wenn als wieder der Packwagen über das Pflaster rasselte auf die Post. Er dachte, darin sei vielleicht der gehoffte Gewinnst aus Frankfurt. Allein zuletzt fuhr der Todtenwagen vor das Haus des hoffnungsvollen Kaufmanns, ohne daß der Packwagen ihm je das große Loos gebracht hatte. — Die Hoffnung der meisten Menschen geht abwärts; ihr Herz langt in den Bodensatz der Erde. Und da geht es ihnen dann meistens wie jenem Kaufmann — der Schreiner bringt den Sarg, und der Todtengräber schaufelt das Grab, bevor die Hoffnungen in Erfüllung gegangen sind. Aber auch wenn einer bisweilen das große Loos auf Erden zu gewinnen, d. h. glücklich zu sein scheint, so ist die Sache nur dünn verzußert. Die erheirathete Person zeigt eben allerlei Dornen und Hällein, und zuletzt wird sie kränklich, wunderlich und atlecht. Rang und Amt, nach welchem der Ehrgeizige kriecht und klettert, macht gar vielen Verdruß, und Geld und Gut macht eben in die Länge auch nicht glücklich. Schon mancher Herr hat sich bei allem Ueberfluß einen Tod angethan, weil ihm das Leben verleidet war.

Es gibt nur eine einzige Hoffnung, welche jedem Menschen erfüllt werden kann über alle Maßen — nämlich Gott selber zu gewinnen und mit ihm und durch ihn und in ihm eine ewige Glückseligkeit ohne alle Spur von Trübsal. Wer kein Verlangen darnach hat, der wird freilich auch nichts

davon bekommen. — Allein die meisten Christen möchten schon einmal selig werden, aber sie denken: „Ich habe wenig Hoffnung; ich bin zu angeschwärzt durch meine Sünden; und wenn ich auch heute Verzeihung bekäme, so weiß ich schon, ich halte es nicht aus, ohne daß ich wieder von vornen anfangen, Sünden zu thun — ich bin zu schwach, um ein gerades christliches Leben zu führen.“ So sagst du. Ich sage aber so: Für jede Todsünde gibt es nur eine zweifache Bezahlung; ohne die eine oder die andere kommt kein Mensch durch, der schwer gesündigt hat. Die eine Bezahlung ist das Entsehlteste, eine Dual, die groß und ewig ist wie die heilige Majestät Gottes. Denn jede Todsünde ist ein Majestätsverbrechen nicht gegen einen armen Sünder, welcher ein paar Jahre den Fürstenmantel umhängen hat, sondern gegen den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, gegen die ewige schauerhafte heilige Gottheit. — Aber jetzt kommt der Trost. Alle Sünder, welche Reue haben über ihre Sünden, können, so lange sie noch nicht gestorben sind, die Höllestrafe, welche sie gut haben, ablösen — mit was?

Dem hl. Philipp klagte einmal eine Klosterfrau, es sei ihr immer so schrecklich bang, daß sie wegen ihrer Sünden verdammt werde. Da wies der Heilige sie auf das Kreuzifix hin und sagte: „Für wen hat dieser gelitten und ist am Kreuz gestorben?“ — Die Klosterfrau antwortete: Für Sünder. — Gut, sagte der hl. Philipp, so ist er auch für dich gestorben, damit deine Sünden getilgt und du selig werdest. Auf dieses Wort hin faßte sie Hoffnung und wurde ruhig. Das ist es nun, weshalb auch der größte Sünder noch hoffen kann, daß er nicht verloren gehe, wenn er sein Vertrauen auf das Leiden und Sterben Jesu Christi setzt; dieser ist das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt. Du bekommst aber Antheil an diesem Leiden Christi zur Vergebung der Sünden im Sacrament der Buße. Hunderte werden dieses bei den Missionen inne. Durch die Predigten wird das Gewissen aufgeweckt, und die alten und die neuen Sünden nagen wie Gewürm in der Seele, nämlich die Gewissensbisse, so daß Manchem bang wird bis nahe zur Verzweiflung. Wenn er aber dann eine reumüthige Generalbeicht ablegt und ihm der Priester die Losprechung gibt: auf einmal ist es ihm, wie wenn er neu geboren wäre — dem es erst

noch Höllenangst war, dem ist es jetzt himmlisch wohl um's Herz. Er hat die süße, sonnige Hoffnung, daß ihm Alles verziehen ist und das Lamm Gottes nun auch seine Sünden hinweggenommen hat.

Was aber nun das weitere Leben betrifft, so ist wahr, daß jeder Tag seine Versuchungen und Fallstricke hat, und daß wir übermäßig schwach sind und zum Bösen geneigt. Allein mit der Gnade Gottes können wir Meister werden und bleiben im Kampf gegen die Sünde. Die Gnade können wir aber haben, wenn wir darum jeden Tag beten — darum hat der Heiland uns gelehrt im Vaterunser täglich zu beten: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Also darf auch der elendeste Sünder nicht verzagen, wenn er sich nur im Vertrauen auf den Gekreuzigten reumüthig zu Gott wendet. Darum wird auch dem Sterbenden noch das Kreuzifix in die Hand gegeben, damit er im Anblick des Gekreuzigten all' seine Hoffnung auf diesen setze — denn in der Hoffnung, oder in der Verzweiflung sterben, entscheidet für die Ewigkeit.

Am nämlichen Tag, da Christus am Kreuz starb, sind noch zwei Menschen gestorben. Der eine kam in den Himmel, der andere kam in die Hölle. Nun, das wird wohl jeden Tag geschehen, daß ein Theil der Seelen in den Himmel und ein Theil in die Hölle kommen. Das Sonderbarste aber ist an jenem ersten Charfreitag gewesen, daß ein Mörder in den Himmel kam, und daß der, welcher in die Hölle kam, ein Apostel war. — Der Mörder wurde ungeachtet seiner Missethaten gerettet, weil er Hoffnung faßte und Christus um Gnade ansuchte. Der Apostel ging verloren, weil er in Verzweiflung starb. Neue hatte Judas auch und hat deshalb das Blutgeld in den Tempel geworfen. Hätte er sich zum Heiland gewandt und mit Vertrauen um Vergebung gefleht — er hätte sie gewiß auch bekommen. Allein er hatte die Hoffnung hinweggeworfen und sich dann gehentt.

Also die Hoffnung festhalten, und namentlich wenn in der letzten Stunde der Teufel daran rüttelt, und in das Schiffelein des Leibes die Gewässer des Todes dringen.

C. Die Liebe.

Der Apostel Paulus sagt: „Hienieden bleiben einmal Glaube, Hoffnung und Liebe — das Größte aber ist die Liebe.“ Und er lehrt, selbst

Glaube und Hoffnung können nichts helfen, wenn sie nicht gekrönt sind mit dem goldigen Kranz der Liebe.

Es ist aber eine eigene Sache mit der Liebe. Die Leute verstehen größtentheils gar nicht, was Liebe ist. Manche nennen Liebe, was eine Todsünde ist; oder nennen Liebe, was eine persönliche Zuneigung ist, wie der Hund eine starke Zuneigung zu seinem Herrn hat und ganz unglücklich ist, wenn er ihm nicht nachlaufen darf. — Das sind eben natürliche Erwärmungen, wo kein Funke der höhern Liebe drin ist. Wir wollen beschreiben die Sache ernstlicher zwischen die Finger nehmen, um zu sehen, was daran ist.

Es gibt dreierlei Gründe, weshalb wir eine Person lieben mögen. Diese kann so beschaffen sein, daß eben das menschliche Herz großes Wohlgefallen und Freude an ihr findet. Je schöner, je gütiger, je edelmüthiger, je ruhiger und sanfter, je reiner, je aufrichtiger, je charakterfester, je vernünftiger und wissensreicher, je kraftvoller und unabhängiger sie ist: desto mehr muß man sie lieben. Nun, das Alles ist zu finden in dem großen majestätischen Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat. Alles Sichtbare ist gegen Gott nur ein trauriger naßkalter Rebel; die Engel können nicht genug bekommen Gott anzuschauen in alle Ewigkeit, und mögen nicht aufhören, ihn anzuschauen, weil alles Erschaffene dagegen ein Häuflein Asche ist. Willst du ihn nicht lieben?

Oder man kann eine Person lieben, weil sie uns zuerst geliebt und nachgeht und uns Gutes thut, ganz uneigennützig, selbst mit schweren Opfern. Nun da gibt es keine Person auf Erden, nicht Vater, nicht Mutter, nicht Geschwister, nicht Ehegatte, nicht Kind, das dich auch nur von weitem so geliebt hat, wie dich Gott geliebt hat. Er spricht beim Propheten Jesaias: „Sollte auch eine Mutter ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes, so will ich dein doch nicht vergessen, denn sieh, in meine Hände habe ich dich aufgezeichnet.“ Und im neuen Testament steht ein noch viel größeres Wort und größere That der Liebe; da spricht der Herr: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn dahingegeben hat, damit ein Jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ Ja, die Liebe geht so weit, daß dieser Sohn Gottes am Kreuz sein Leben für dich geopfert hat, ja daß er dir

selbst noch sein Fleisch und Blut zur Speise gibt, um deine Seele zu retten. — Könnte er noch mehr für dich thun? — Willst du ihn nicht lieben?

Oder wir lieben eine Person, weil sie verwandt mit uns ist. Wie groß ist die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind! wenn es noch so unschön, krummbeinig, dickköpfig ist und viel schreit, so daß man die Nachtruhe nicht hat, sie liebt es doch mit starker Mutterliebe. Oder wie groß ist oft die Liebe der Kinder zu den Eltern. Vor einigen Tagen erst ist ein armer Mann mit struppigem Bart und trübseeligem Gesicht am Nervenfieber gestorben. Kurz vorher stieg sein kleiner Knabe auf's Bett, faßte den Vater um den Hals und küßte ihn, und sagte wehleidig: „O Vater, sterbet doch nicht.“ — Aber auch Geschwister und andere Verwandte hängen oft mit großer Liebe an einander, bloß weil sie eben verwandt sind. — Wie stehen wir nun in dieser Beziehung zu Gott? Er ist eigentlich unser Vater, viel mehr und eigentlicher als unser leiblicher Vater. Wer hat das Menschenaug so wunderbar gebildet, wer das Ohr, die Hände, die ganze unendlich tiefinnige innere Einrichtung des Leibes gebildet? Wer hat den Leib belebt mit einer Menschenseele, welche Verstand und Vernunft und freien Willen hat? Es ist Gott, unser himmlischer Vater. — Mit Christus sind wir aber blutsverwandt auf das allernächste. Er sagt: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm. Wie ich durch den Vater lebe, so wird auch der, welcher mich isst, durch mich leben.“ Wir sind Glieder Christi. — Und noch mehr, wir sind auch geistverwandt. Der hl. Geist, welcher von dem Vater und Sohne ausgeht, wird durch die hl. Sakramente unserer Seele eingegossen. Darum schreibt Paulus: „Die durch den Geist Gottes getrieben sind, diese sind Kinder Gottes.“ — Willst du deinen allernächsten Verwandten im Himmel nicht lieben?

Die Frage ist also: Willst du das Größte, Beste und Schönste, was es gibt, nicht lieben mehr als das, was dagegen elend, klein und armselig ist? — Willst du Den nicht lieben, der mehr für dich gethan und gelitten hat, als je, so lang die Welt steht, ein Mensch für den andern gethan hat? — Und willst du Den nicht lieben, der dir verwandt ist nach Blut und Geist, und zugleich ein unendlich vornehmer Herr ist, wel-

cher kommen wird auf den Wolken des Himmels in der Herrlichkeit seines Vaters, zu richten die Lebendigen und die Todten?

Nun aber ist das Einzige, wodurch der Mensch einen Werth vor Gott bekommt, die Liebe zu Gott in seinem Herzen. Schau einmal in einer wolkenfreien Nacht nur den Sternhimmel an — da mag es dich anshaudern, was Gott für eine unermesslich große Majestät ist, vor welcher die ganze Erde mit ihrer Milliarde Menschen dem Wassertropfen am Eimer gleichsieht, wie der Prophet sagt. Weil aber Gott so unbeschreiblich groß ist, so sieht er gar nicht auf die Menge; die Menge an sich ist eine unschöne Staubwolke vor ihm. Er ist ein heiliger Gott, darum sieht er nur darauf, ob in der Seele der Morgenstern der Liebe leuchtet.

Wenn du am Ufer des Rheins stehst, so siehst du hüben oder drüben weite Felder von Sand. In diesem Sand gibt es auch ganz kleine Goldkörnchen, so klein und versteckt, daß man sie kaum sieht. Und doch sind eine Handvoll dieser Goldbröselein höchst werthvoll, hingegen die Millionen und Milliarden Zentner Sand, die am Rhein hinunter liegen, die sind ganz werthlos: den Rheinorten wäre es ganz recht, wenn all der Sand in Holland drunten wäre oder im Abgrund des Meeres. So ist es mit der Menschheit — das Meiste daran ist nur Sand. Zu diesem Sand gehört größtentheils das Stadt- und Herrenvulk; all die Großthuerer bei demselben ist eben auch Sand, wie die Rheinkiesel und das Katzen Silber. Zu den Goldkörnern hingegen, um es kurz zu sagen, gehören nur gute Christen, und gute Christen sind nur die, welche Gott wahrhaftig über Alles lieben.

Ein König oder Kaiser kriegt Besuch von einem andern Kaiser oder König; darum wird eine große Parade ausgeführt dem Gast zu Ehren. Eine halbe Armee muß ausrücken in höchstem Aufputz. Da glitzert und rauscht es, als gäbe es kein Elend auf Erden. Ein paar hundert Trommeln machen Getös, die Musik bläst, die Fahnen flattern, die Kommandiroffiziere schreien sich heiser, die Kanonen rasseln; zuletzt müssen die Soldaten noch ein Hurrah losdonnern, wenn sie auch nicht wissen, warum. Was sind diese wohlbesetzten Regimenter vor dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde? Wenn die Leute keine Religion haben, sind sie vor dem

1.1.2793

Ewigen wie ein großer Haufen wuseliger Goldkläfer — ja noch geringer, indem der Goldkläfer nichts von Gott wissen kann, hingegen der unreligiöse Mensch nichts von Gott wissen will. — Unterdessen sitzt in einer dunkeln feuchten Hinterkammer ein altes verlassenes Weiblein, hustet und friert und weiß nicht, wie es den Hauszins aufbringen soll. Ja, wenn dieses arme Geschöpf in Glaube, Hoffnung und Liebe zu Gott sein Elend trägt, so ist es eben vor Gott, im Vergleich mit einem ganzen Theater oder Tanzsaal voll Lustmenschen, wie ein lieblicher Stern am Himmel gegen einen dampfenden, stinkenden Fackelzug, welcher dem Beelzebub zu Ehren aufgeführt wird.

Es sterben täglich ungefähr 80- bis 90tausend Menschen; wie ein Röhrbrunnen rieselt es Tag und Nacht von abscheidenden Seelen aus dem großen Brunnentrog der Erde hinunter in's unermessliche Meer der Ewigkeit. — Jenseits werden die Seelen verlesen, denn „nach dem Tod kommt das Gericht“. — Die große Menge, welche den breiten hehaglichen Weg gegangen, wird als werthloser Sand in die Sentgrube der Hölle geworfen — die Seelen aber, welche als Gold erfunten werden, nimmt der Herr in seine himmlischen Wohnungen. — Anderes kann man dort nicht brauchen.

Zum Schluß

vom ganzen Kalender weiß ich dir jetzt nichts Besseres zu empfehlen, damit du auch zu einem

guten Schluß des Lebens gelangest, als daß du in deine Seele und dein Leben recht kräftig pflanzest: Glaube, Hoffnung und Liebe. Erwecke darum täglich, so wahr und stark du nur kannst, diese drei göttlichen Tugenden in dir, damit die Seele Farbe und Charakter davon bekommt. Ist dein Geist ungelent, wie eine frostige blauröthe Hand, so nimm ein Gebetbuch (die alten sind oft die besten) und lese mit Andacht darin Glaube, Hoffnung und Liebe, aber alle Tage.

Eine gute Person wurde einmal mit den Sterbsakramenten versehen. Nachher rebete sie noch mit dem Pfarrer und sagte: Aber wenn ich vor Gott erscheinen muß, was soll ich geringe Person vor dem großen Herrn über Himmel und Erde sagen? — Nach einigem Besinnen gab sie sich selber Antwort: „Ich denk, ich grüße mit dem Spruch: Gelobt sei Jesus Christus, dann wird ein Wort das andere geben.“ Sie lächelte noch über ihren guten Einfall, legte das Haupt hin und starb. — So einfältig diese Rede scheint, so gründliche Wahrheit hat sie in sich. Wenn dieser Spruch wahrhaftig, lebendig und herzlich in der Seele ist beim Hingang zum Gericht Gottes — so ist Glaube, Hoffnung und Liebe zu Christus in der Seele. Wer aber an Christus glaubt, auf ihn hofft und ihn liebt in der Stunde seines Todes, der kann nicht verloren gehen. Denn er sagt selbst: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, als durch mich.“

An die Leser mit Christenthum.

Der Kalender vom Jahr 1874 hat einen Absatz gehabt von 111,000 Stück; darum betragt der Heidenkreuzer, welcher dem Missionsvorstand übergeben wird, diesmal 1858 Gulden 20 Kreuzer. Auch von jedem Stück des neuen Kalenders soll wieder ein Kreuzer für die Verbreitung des Christenthums verwendet werden. Auch in dieser Beziehung thut ihr ein gutes Werk, wenn ihr den Kalender kauft und verbreitet. Der Teufel und seine Gefellen sind so eifrig und lassen sich auch Geld kosten, um ihr Sach zu verbreiten — sollen Katholiken Alles hängen lassen? — Zugleich will ich euch noch der Vergeßlichkeit wegen

an einige Gewissenssachen aus dem vorigen Kalender erinnern. 1. Haltet keine schlechte Zeitung. 2. Geht in kein Wirthshaus, wo der Wirth eine schlechte Zeitung haltet. 3. Gebet nie eure Stimme einem Manne, der nicht ein herzhafter Katholik ist. 4. Seid recht sorgfältig, eure Kinder in Frömmigkeit zu erziehen, da sie in vielen Schulen in Gefahr sind, am Glauben ruiniert zu werden. 5. Schanet aufmerksam darauf, ob ihr bei den Neuprotestanten eigentliche Religion findet. 6. Lasset keine Juden in's Haus, die Geschäfte machen wollen; sie sollen arbeiten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.

3

16 05308 5 031

BLB Karlsruhe

